

# Kriegsgefahr

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern**

Band (Jahr): **45 (1960)**

Heft 1-2: **Geschichte Berns : der Untergang des alten Bern 1789-1798**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## VII. KAPITEL

# Kriegsgefahr

### 1. Um die Anerkennung Barthélemys

Wenn man in Bern auf das Jahr 1792 zurückschaute, fand man einen niederdrückenden Ertrag. Eine Heimsuchung löste die andere ab. Kaum hatte sich die Sorge wegen Genf beruhigt, griff die Revolution auf das Bistum Basel, so dass es zur notwendigen Überlegung wurde, an welchem Ort die Gefahr sonst noch ausbrechen werde. Diese Vorgänge spielten sich vor einem unvertrauten Hintergrund ab. Von der Bedrohung umkreist, hatte es keinen sichern Stand in der Eidgenossenschaft. Davon sprach die Vorsicht, mit der die Orte das gewalttätige Gaukelspiel verfolgten, das den Nordjura in ein französisches Departement verwandelte. Auch jetzt ruhte die nie gestillte Eifersucht auf Bern nicht. Man machte ihm seinen Schultheissen Steiger zum Vorwurf und machte sich im Herbst 1792 ein Verdienst daraus, die Kriegspläne vereitelt zu haben, mit denen Steiger sich nicht trug. Die letzten Gedanken Steigers sind unergründlich. Früh erkannte er die reissende Natur des französischen Umsturzes und dachte über die Mittel nach, das Verderben vom Vaterland abzuwenden. Zu welchen Schlüssen er gelangte, erhellt nicht. Der Ton, mit dem er sich vernehmen lässt, bekundet keine starke Zuversicht. Früh erkannte er, dass er in der Eidgenossenschaft kein Vertrauen und Bern keinen Verlass auf ihre Hilfe zur Verteidigung der Waadt hatte.

Die europäischen Ereignisse gewährten nicht Trost. Zwar hatte auch der König von Preussen nach dem Kaiser die schweizerische Neutralität anerkannt.<sup>151</sup> Aber die Erklärung Frankreichs stand noch aus, und auf dieses Land kam es an, da ihm Ende des Jahres die Überlegenheit im Feld gehörte. Die Siegeszüge der jungen Revolutionsheere hatten die Welt überrascht und erschreckt. Die Schweiz aber hatte die Republik nicht anerkannt und die amtlichen Beziehungen zu ihr nicht aufgenommen; sie durfte daher nicht erwarten, dass die Republik eine Zuschrift beantworten werde, die der Vorort noch an die Monarchie gerichtet hatte. Paris konnte sich schon aus Gründen der Form ausschweigen. Wohl hatte man

die Auskunft getroffen, über Barthélemy, der als gesuchter Privatmann in Baden sass, das Notwendigste an die französische Regierung gelangen zu lassen. Aber dieser Verkehr hatte keine völkerrechtliche Gewähr; daher wuchs auf beiden Seiten das Bedürfnis, ihm amtliche Geltung zu geben.

In Paris fand sich der Vollziehungsrat mit dem seltsamen Austausch unter dem Zwang der Verhältnisse ab; aber der Republik war in ihrer Vereinsamung irgendein zustimmendes Zeichen aus der Schweiz doppelt wichtig. Auch in der Schweiz empfand man, dass der Ausweg der persönlichen Briefe auf die Dauer nicht genügte; hatten doch die Beziehungen zu Frankreich, von je lebhaft, durch die Revolution eine gefahrvolle Bereicherung erhalten. Am 23. November 1792 stellte ein altes Standesglied, Karl Steiger, im Grossen Rat den Antrag, man möge nachsinnen, wie Bern aus der misslichen Lage gegenüber Frankreich gezogen werden könne, und drei Tage später folgte die Anregung, ob nicht ein unmittelbarer Briefwechsel mit Barthélemy angebahnt werden sollte.<sup>152</sup> Der Schweiz fiel es zu, den ersten Schritt zu tun. So fasste sich Zürich ein Herz und entwarf ein Schreiben, in dem die beiden Städte Barthélemy den Rückzug ihrer Truppen aus Genf mitteilten. Nachdem Bern durch einen Eilboten zugestimmt hatte, ging der Brief am 7. Dezember ab. Le Brun freute sich ausnehmend über diese erste amtliche Handreichung, die das Eis brach, und Barthélemy hielt sich für berechtigt, einen Brief des Ministers, der die Freundschaft mit der Schweiz betonte, dem Vorort Zürich zum Umlauf unter den Ständen zu übersenden. Und nun sprudelten die Wünsche hervor. Eine eidgenössische Note wegen des Südjuras ging an Barthélemy ab; Luzern wünschte eine solche wegen der Entschädigung der entlassenen Regimenter. So kam ein amtlicher Verkehr in Gang, der in den Regeln des Völkerrechts nicht vorgesehen war; man begegnete sich auf Duldung hin.<sup>153</sup>

Diese Entspannung ermutigte Barthélemy zum entscheidenden Schritt. Le Brun sandte ihm am 23. Dezember ein republikanisches Beglaubigungsschreiben und trug ihm auf, nachzuforschen, wie die Orte es aufnehmen würden. Wie sich Barthélemy an Zürich wandte, schrak der Vorort vor einem Begehren zurück, das die Schweiz mit dem Kaiser entzweien würde. Barthélemy machte den Einwand in Paris geltend, sandte aber auf Befehl am 21. Januar die neue Beglaubigung ein, am Tage, da Ludwig XVI. in Paris unter dem Fallbeil endete. Die Schreckenskunde verschüchterte die Gefühle, die sich für Frankreich zu regen begannen. Da versuchte es Le

Brun, dem in diesem Augenblick viel an der Schweiz lag, mit einem Zugeständnis: er verlangte von der Schweiz nicht die Anerkennung der Republik; die Orte sollten nur Barthélemy als Botschafter ansehen und den amtlichen Verkehr mit ihm aufnehmen. Es war eine völkerrechtlich anfechtbare Zwischenlösung, die aber den Rücksichten auf Paris und Wien genügt. Mit geringer Zuversicht raffte sich Zürich am 5. Februar zu einem Rundschreiben an die Orte auf, dem Vorschlag des Ministers zuzustimmen. Gespannt horchte Barthélemy nach Bern. Mit 84 gegen 57 Stimmen nahm der Grosse Rat den Vorschlag am 22. Februar unter dem Vorbehalt an, dass alle Orte beipflichteten. Da aber Freiburg und Solothurn den Antrag Zürichs ablehnten, wurde dieser nicht zum eidgenössischen Beschluss erhoben. Der Verkehr mit Barthélemy blieb auf gegenseitige Gefälligkeit gestellt, mit dem Unterschied, dass der Privatmann gewann, was dem Botschafter versagt wurde. Gleichwohl freute sich Barthélemy der Zustimmung Berns. Er jubelte, das sei ein sehr bemerkenswertes Ereignis in der Geschichte der Schweiz, weil Bern allein über einige Kraft verfüge.<sup>154</sup>

Wenn die Schweiz der Republik eine Absage erteilte, so blieb sie nicht minder nach der entgegengesetzten Richtung auf der Hut. Im März 1793 zeigte der Graf von Provence an, dass er nach dem Tode seines Bruders, des Königs, für den unmündigen Ludwig XVII., der in Paris in Haft lebte, die Regentschaft übernommen habe. Der Geheime Rat von Bern ging mit dem Vorort einig, dass es jetzt nicht an der Zeit sei, über die Anerkennung sich zu äussern, zumal man die Ansicht der Höfe nicht kenne. Am 4. Juli erliess die Tagsatzung an den Prinzen eine verbindliche Empfangsanzeige, die der Anerkennung nicht gedachte.<sup>155</sup>

## 2. Weiss in Paris

Man schaute zu Beginn des Jahres 1793 in Bern mit Besorgnis nach Paris. Man meinte, Bern sei dort übel angesehen, während die übrige Schweiz mit Gunst bedacht werde. Bern hatte in Genf und im Jura der französischen Ausdehnung widerstanden. Es beleidigte das revolutionäre Hochgefühl durch die Herrschaft über die Waadt. Dazu kam die Hetze des Schweizerklubs, Gobels und einiger Pariser Blätter, die umso mehr einschlug, als wenige in Paris ein sicheres Wissen von der Schweiz und Bern besaßen. Von

den ersten Siegen geschwellt, schien die Republik zu allem aufgelegt. Der rasche Wechsel in den leitenden Kreisen liess das Ungewöhnliche erwarten. Wüste Abenteuer lagen in der Luft. Dabei wusste man nicht, wie übel Barthélemy damals Bern in Paris diente, wie er, von den kleinen Künsten Biels betört, vor den erobernden Absichten Berns im Jura warnte, kannte man auch nicht den Hass des Genfers Clavière, der Bern Verderben geschworen hatte, und die Anschläge des Generals Dumouriez auf die Westgrenze. Jedenfalls lag genug vor, um Bern auf das Äusserste vorzubereiten. Wie weit die herrschende Girondistenpartei damals eine gewaltsame Bereinigung mit Bern erwog, steht in Wirklichkeit dahin.

Da entschloss sich ein Mitglied des Patriziates, Franz Rudolf von Weiss, in Paris das Wort für die Vaterstadt zu führen.<sup>156</sup> Er wurde 1751 geboren und verlebte seine Jugend in Yverdon, der Heimat seiner Mutter; die französische Sprache war ihm zeitlebens geläufiger als die deutsche. Dienste in Frankreich und Reisen bildeten ihn. Die Lust des Geistes stellte die Eintracht mit den Gedanken des Jahrhunderts her. Glückliche Anlagen und die Vorrechte seines Standes verhiessen ein Leben von hohem Rang, wenn nicht eine Schwäche das Gewöhnliche eingemengt hätte. Sein Geltungsdrang suchte die Gelegenheiten, die ihn ins Licht setzten. Wo seine Standesgenossen aus Scheu vor Bekenntnissen verstummten, genoss er ein leichtes Federglück. Im Jahr 1785, da er in den Grossen Rat trat, veröffentlichte er seine «Principes philosophiques, politiques et moraux» in zwei Bänden. Ohne planmässige Erforschung gab der Verfasser wieder, was er vom Zeitgeist empfangen hatte, gute Blicke in die Wirklichkeit, die artigen Gefühle des Jahrhunderts, die Scheinbefreiung von der Eigensucht als Tugend der Entsagung, dazu die Beredsamkeit einer reichen persönlichen Ausstattung und ein Französisch, das zu prickeln verstand. Das Buch kam mit seiner Mischung von Ernstem und Gefälligem den Zeitgenossen entgegen, die sich ohne Verpflichtung erweitert und gehoben fühlten. Es erlebte mehrere Auflagen, eine auch in deutscher Sprache; noch nach dem Tode des Verfassers erschien eine zehnte.

Weiss fand die Wege in Bern ohne Anstrengung offen. Bei der ersten Bürgerbesatzung, da er das gesetzliche Alter hatte, kam er in den Grossen Rat. Im Heer stieg er zum Grad eines Obersten empor. Dass er der Feder vor dem Degen den Vorzug gab, lag in seinem Geblüt; es sollte in entscheidender Stunde den Ausschlag geben. Ein geistreicher, gefälliger Umgang mochte über die Unrast

hinwegtäuschen, die nicht haftete und Bernisches und Fremdes verwechselte. Er fand sich in Bern nicht zurecht, zumal er die Selbstbeherrschung nicht fand, die sein philosophisches Werk erwarten liess. In einem unpolitischen Handel trat er im Grossen Rat mit einer Unbesonnenheit hervor, die eine amtliche Zurechtweisung erfuhr. Er habe von da an seine Ämter nur noch aus Pflichtgefühl versehen, erklärte er später öffentlich.

Weiss verfiel mit seiner Eigenart einer Vereinsamung, die Bern schon Bonstetten bereitet hatte. Das bestimmte wesentlich seine Parteinahme zu den Zeitereignissen. Seine Aufklärung nahm die hohen Verkündigungen der ersten französischen Nationalversammlung mit Glauben und ging, von den Schlagworten überwältigt, über die Ausschreitungen der folgenden Versammlungen hinweg. Gleich andern entzündete er sich an den Vorgängen in Paris, ohne auch nur den Willen anzudeuten, das französische Vorbild auf Bern anzuwenden, auf die Vorrechte, auf die Waadt zu verzichten. Ein persönliches Nachtragen ist in seiner Gesinnung unverkennbar. Wie er zum erstenmal politisch deutlich wird, erscheint er als ein bitterer Gegner Steigers. Die unklare Zwischenstellung zwischen Wort und Tat wird von ruhigen Zeiten mitgenommen, von aufgewühlten geahndet; Weiss war dazu berufen, ein auffallendes Beispiel davon zu geben.

Ende 1792 beschloss Weiss, ohne amtliche Deckung nach Paris zu reisen, um dort dem Vaterland den Frieden zu erhalten. Vorher suchte er Barthélemy auf und empfahl sich ihm durch ungehemmte Erfindungen. Er offenbarte ihm, dass es unter den ersten Familien Berns eine österreichische Partei gebe, und forderte ihn auf, ihre Fäden in Deutschland aufzuspüren und blosszulegen. Barthélemy fand, er sei ein Mann von Begabung, der gut sprechen könne und ausgestattet sei, in einer Republik eine Rolle zu spielen, und empfahl ihn dem Minister Le Brun.<sup>157</sup>

Paris war Weiss nicht fremd. Er war im ersten Jahr der Revolution dorthin gekommen, hatte die Sitzungen der Nationalversammlung besucht und angesehene Mitglieder gesprochen. Er wurde anfangs Februar von Le Brun empfangen und berichtet hingerissen, wie warm ihn der Minister aufgenommen habe. Wie sein Friedensgeschäft besprochen wurde, darüber gibt er nicht Auskunft.<sup>158</sup> Er trat auch vor der Öffentlichkeit für die Vaterstadt ein und liess die Flugschrift ausgehen «Coup d'œil sur les relations entre la République française et le Corps helvétique par le colonel Weiss, du Conseil souverain de Berne». Er geht vom Vorteil Frankreichs

aus und wirft die Frage auf, was Frankreich bei einem Krieg mit der Schweiz gewinnen könne. Um sie zu beantworten, hebt er die Stärke der schweizerischen Abwehr hervor, die Felsenschranken, 200 000 Verteidiger, darunter 80 000 Berner, die Kriegserfahrung aus fremden Diensten, die wohlversehenen Zeughäuser, den Neutralitätswillen aller Orte, der Frankreichs Grenze auf fünfzig Stunden schütze, und mahnt die Franzosen, diesen Vorteil nicht zu verscherzen und sich von den rachsüchtigen Anschlägen Clavières bestricken zu lassen. Er prüft die Verleumdungen nach, mit denen die Pariser Presse der Schweiz, insbesondere Bern nachstelle, und warnt vor dem Wahn, das Schweizervolk sei bedrückt und ersehne seine Erlösung. Die Berner seien der Regierung sehr ergeben, weil sie unter den Nachbarvölkern keines fänden, das den gleichen Wohlstand wie sie besitze. «Unsere Schatzkammern sind gefüllt, und nirgends sind wir etwas schuldig.» Er nennt es einen elenden Betrug, wenn behauptet werde, die Waadt wünsche den Anschluss an Frankreich. Die Plünderungen, die Greuel, mit denen die Revolutionsheere Nizza, die Niederlande und Savoyen heimgesucht hätten, belehrten die Waadtländer darüber, was sie von einem Einfall der Franzosen zu erwarten hätten. Sein Freimut geht bis zum Hohn auf die Losung des Tages, die Gleichheit. Er erinnert an die alte Sage von Prokrustes, der auf seinem Marterbett die Kleinen streckte und den Grossen die Füsse abhackte. Jetzt meine ein jeder in Paris bis zum Schuhflicker und zur Wäscherin, die nötigen Eigenschaften für die Staatsleitung zu besitzen. «Was am meisten auffällt, ist der bescheidene Ton der obersten Klassen und das wichtige Wesen der untersten.» Sein geschulter Blick erkannte das Aufspriessen einer neuen Gesellschaft; sein Bildungsglaube mass ihr nicht Dauer bei. So geweckt seine politische Einbildungskraft war, so stellte sie sich ein Zeitalter des Mannes aus dem Volk nicht vor. Er liess seine Schrift in deutscher Sprache in der Schweiz erscheinen.

Es bestand eine Kriegsgefahr, die durch zwei amtliche Zeugnisse bestätigt wird. Le Brun schrieb am 4. März Barthélemy, eine wichtige Partei habe in Paris den Krieg heraufbeschwören wollen, namentlich mit dem Hinweis auf die zweideutige Haltung Berns. Nun habe dieser Kanton die Falle vermieden, die man ihm gestellt habe, indem er der Anerkennung Barthélemys zustimmte. Am 20. März schrieb Colchen: «Wir haben Mühe, uns den Anstrengungen der Übelwollenden zu entziehen, die uns in einen Krieg mit der Schweiz verwickeln wollen. Diese Leute umgarnen unsere

Generale, Kommissäre, Ausschüsse und Minister zugleich. Sie sind unermüdlich und ihre Mittel nicht eben fein. Wir werden sie jedoch ermüden, hoffe ich wenigstens.»<sup>159</sup> Welches die Übelwollenden waren, lässt sich nur vermuten, Girondisten vom Schlage Clavières, Gobel, die Flüchtlinge aus der Waadt und Freiburg.

Weiss beschränkte sich nicht nur auf die Feder, sondern suchte auch einflussreiche Männer auf, so den Kriegsminister Pache, einen geborenen Waadtländer, so Brissot, den gefürchteten Girondisten. Näher verkehrte er mit General Dumouriez, und dieser hat in seinen Denkwürdigkeiten einlässlich über Weiss berichtet. Er hatte mit dem Nordheer den Preussen bei Valmy widerstanden, die Oesterreicher bei Jemappes geschlagen und Belgien erobert. Mit schimmerndem Ruhm kam er im Januar 1793 nach Paris, um den König zu retten und die Verstärkung seines Heeres zu betreiben, wie er in den Denkwürdigkeiten erzählt.

Dumouriez rollt eine düstere Lage auf. Er stiess in den Ausschüssen auf den Plan, die Schweiz über Basel, Pruntrut und Genf zu überrennen, und erkannte hinter ihm Clavière und Brissot, der mit dem Krieg die Schweizer zwingen wollte, zu einer Seite sich zu bekennen. Er habe versucht, die Vorteile der schweizerischen Neutralität darzulegen, er habe aber weniger vermocht als die festen und angemessenen Schritte des Obersten von Weiss, der ohne amtlichen Auftrag für seine Heimat eingetreten sei. Er habe die Achtung der Minister und das Ohr der Ausschüsse gewonnen und sich einen Namen beim Konvent erworben. Seine Flugschrift sei gerade im Augenblick des Losbruches erschienen und habe endgültig die feindlichen Anschläge zum Misserfolg verurteilt, und es sei sehr wahrscheinlich, dass ohne ihn der Krieg noch vor Ende Februar erklärt worden wäre.<sup>160</sup>

Die Erinnerungen des Generals bieten keinen unbefangenen Bericht. Nachdem er als Aussenminister und Anführer der Nordarmee die Schweiz und besonders Bern wegwerfend, selbst feindselig behandelt hatte, traf er mit Weiss im Wunsch zusammen, den Frieden zu wahren, weil der Angriff auf die Schweiz seiner Nordarmee die notwendigen Kräfte entzogen hätte. Weiss zollt dem General im «Coup d'œil» die Anerkennung, er sei ebenso liebenswürdig auf dem Zimmer wie gross an der Spitze des Heeres. Wenn Dumouriez mit Erfolg geholfen hat, die Schweiz vor den Anschlägen Clavières und Brissots zu bewahren, so gelang es ihm nicht, den König zu retten und die Nordarmee zu verstärken. Er kehrte am 26. Januar, den Tod im Herzen, wie er erzählt, zu seinen



Truppen zurück und wurde am 18. März bei Neerwinden in den Niederlanden geschlagen. Über die Jakobiner ergrimmt, die seine Truppen in Entblössung gelassen hätten, plante er die Wiederherstellung des Thrones und dachte ihn dem jungen Herzog von Orléans, dem spätern König Louis-Philippe, zu, der damals in seinem Heer diente. Wie der Konvent ihn nach Paris vorlud, trat er nach seiner sprunghaften Art mit einem Teil seines Heeres zu den Oesterreichern über und lieferte ihnen die Konventskommissäre aus. Die Mitwelt, nachsichtig gegen andere Flüchtlinge, wie Lafayette, verurteilte seinen Übertritt. Von der Heimat geächtet, von den Verbündeten verschmäht, irrte er ausgestossen durch die Länder.

Obschon Weiss keinen amtlichen Auftrag oder Wink empfangen hatte, wurde er bei der Rückkehr mit Anerkennung aufgenommen und zum Befehlshaber der Berner in Basel ernannt. Kurz darauf gab ihm das Los die Landvogtei Moudon. Wie er sie im Herbst antrat, bereitete ihm die selbstbewusste alte Hauptstadt der Baronie Waadt einen ungemeinen Empfang. Die Jungmannschaft spannte die Pferde aus und zog den Wagen auf das Schloss, von den Rufen umrauscht: «Es lebe der Engel des Friedens!» Er war damals der bestbeleumdete Berner in der Westschweiz. So hoch er diese Volkstümlichkeit schätzte, so setzte er sie doch mit einer hochherzigen Eigenmächtigkeit auf das Spiel. Als im Frühjahr 1793 das Gerücht Dumouriez an der Grenze meldete, erliess der Geheime Rat am 29. April die Weisung an die Landvögte, ihm den Eintritt nicht zu gestatten. Gleichwohl bereitete Weiss dem Heimatlosen aus Dankbarkeit und Bedauern auf dem Amtssitz Lucens eine heimliche Zuflucht, wie er wähnte.

Auf Schloss Lucens verfasste der Verfolgte die Denkwürdigkeiten, die ihn rechtfertigen und den Gastgeber preisen sollten, und von hier gingen sie in den Druck, der wahrscheinlich in der Westschweiz besorgt wurde, obschon das Titelblatt Hamburg und Leipzig angibt. Der gutunterrichtete Venet, der in Lausanne als Beobachter für das Aussenministerium arbeitete, stellt fest, die Denkwürdigkeiten seien in Lucens entstanden. Frisching meldete am 1. April 1794 Barthélemy: «Dumouriez hielt sich letzten Herbst einige Wochen incognito bei Oberst Weiss auf. Endlich erhielt man davon Wind und nötigte ihn zum Wegzug.» Anfangs des Jahres 1794 füllten die Denkwürdigkeiten die Schaufenster der Westschweiz, überzeugten aber die Leser nicht. Weiss bekam es bald zu fühlen, dass er die Gunst der Westschweiz, die Dumouriez auch verfemte, verloren hatte; er war für die Waadt schon verbraucht.<sup>161</sup>

Die Denkwürdigkeiten sind nach den Umständen ihrer Entstehung befangen. Ihre innere Glaubwürdigkeit leidet auch darunter, dass sich Dumouriez darin als warmen Freund der Schweiz gibt, was er zur Zeit seiner Macht nicht war. An ihnen kann die Durchschlagskraft, die Weiss in Paris hatte, nicht gemessen werden. Dagegen gibt die Reise Aufschluss über sein Wesen. Hochherzige und eigenwillige Züge mischen sich ohne guten Zusammenhang. Es spricht für seine Selbständigkeit, dass er das schwierige Unternehmen auf eigene Verantwortung versuchte. Er begann es mit Angebereien über eine österreichische Partei in Bern, die, wie er annehmen musste, Barthélemy weiterleitete. In Paris gewann er an Licht. Er erlangte Zutritt zu den massgebenden Kreisen und veröffentlichte seinen «Coup d'œil» in der aufgewühlten Stadt, der offen die Blößen der Revolution dartat und mit der hellen Kraft des Wortes auch den Anspruchsvollen genügte. Freilich überzeugte er kaum mit seinen übersteigerten Angaben über die schweizerische Wehrmacht die Eingeweihten, die von Barthélemy anders berichtet waren; dagegen mochte er auf die öffentliche Meinung Eindruck machen. In Bern war man geneigt, an seinen Erfolg zu glauben, und wusste ihm Dank. Gleich aber forderte er das Vertrauen durch die Gastfreundschaft heraus, die er Dumouriez gewährte. So war ihm die Bedeutung versagt, die seine grossen Anlagen verdienten, weil sie immer wieder durch seine Fehler brachgelegt wurden.

Weiss hat zum Frieden beigetragen. Doch sprach Stärkeres zugunsten der Schweiz. Das Aussenministerium verurteilte mit Barthélemy den Bruch mit der Schweiz. Die Niederlage bei Neerwinden dämpfte die Siegesgewissheit. Der Einfluss der angriffslustigen Girondisten ermattete, und die aufkommenden Jakobiner waren gegen die Schweiz nicht eingenommen. Der Kreis um Frankreich schloss sich enger, da anfangs 1793 England in den Krieg trat und Frankreichs Seeverkehr lähmte. Spanien, Portugal, die italienischen Staaten, das Deutsche Reich folgten. So wurde die Schweiz das einzige offene Land, durch das Frankreich noch mit Europa verkehren konnte. Am 13. April fasste der Konvent einen Beschluss, der die Schweiz beruhigte, indem er erklärte, er mische sich in keiner Weise in die Regierung anderer Staaten ein. Der Wohlfahrtsausschuss, der die Leitung übernahm, bestätigte diesen Friedenswillen durch Verfügungen vom 26. April, die den Behörden des Mont-Terrible verboten, die schweizerische Neutralität anzutasten, und den Vollziehungsrat beauftragten, die Salzlieferungen an die

Schweiz wieder aufzunehmen, die abgedankten Regimenter zu entschädigen und den Offizieren und Soldaten die Ruhegehälter zu entrichten. Aber eine förmliche Anerkennung der schweizerischen Neutralität sprach er auch jetzt nicht aus; dafür hielt er am alten Bündnis fest. «Die Erneuerung des Bündnisses vor seinem Ablauf wird dringend», schrieb Le Brun am 3. Mai Barthélemy.<sup>162</sup>

Als im Frühjahr 1793 der Kampf zwischen der Gironde und der Bergpartei grell aufloderte, meinte der Geheime Rat ahnungsvoll, die Ereignisse in Frankreich liessen eine Flüchtlingswelle aus einer andern Klasse erwarten. Der Sturz der Girondisten vom 2. Juni kam dem Frieden zugute. Da die Partei zersprengt war, verbreitete sich Ende 1793 das Gerücht, einige hätten sich in die Schweiz geflüchtet, Pétion, der als Bürgermeister von Paris den Tuileriensturm begünstigt, Condorcet, der Bern mit seinen Schriften angefallen hatte, und andere. Man wollte sie unter falschem Namen in Payerne, in Bremgarten gesehen haben, so dass Barthélemy nach Paris Meldung machte, und der Geheime Rat auf sie fahndete. Es war ein Irrtum. Diese gescheiterten Revolutionsführer, auch Clavière, hatten sich in ihren südfranzösischen Verstecken bereits den Tod gegeben.<sup>163</sup>

### 3. Störende Zwischenfälle

Bern war im Westen vom Grossen Sankt Bernhard bis nach Basel von einem revolutionären Halbkreis umfasst. Die Ruhe auf dieser entzündlichen Linie hing vom guten Verhalten der Schweizer wie auch von den Wandlungen und Widersprüchen Frankreichs ab. Im Südwesten kämpften Frankreich und Sardinien um den Besitz Savoyens. Nachdem Sardinien lange keinen Gesandten in der Schweiz gehalten hatte, beglaubigte der König im Herbst 1793 den Baron Vignet des Etoles bei der Eidgenossenschaft, der nach Brauch seinen Sitz in Bern nahm. Nicht mehr Bündnisse, sondern nur noch Dienstverträge verbanden die beiden Länder. Bern und Wallis stellten dem König je ein Regiment; das bernische wurde von dem Waadtländer Rochmondet befehligt. Als im Herbst 1792 die Schweizer in Frankreich entlassen wurden, liess der König unter ihnen die Regimenter Bachmann und Zimmermann werben. Ob schon wenig Kämpfe stattfanden, galt der Dienst als sehr hart, weil die Truppen hoch im Gebirge in dürftigen Unterkünften aus-

harren mussten.<sup>164</sup> Das erschwerte die Ergänzung. Daher behielten sich die Werber der neuen Regimenter mit österreichischen Fahnenflüchtigen, die über den Rhein kamen. Barthélemy beanstandete nicht den Nachschub für die vertragsmässigen Regimenter; wohl aber erhob er auf der Julitagsatzung 1793 Klage wegen der neuen und erhielt zur Antwort, man habe die Entlassenen nicht hindern können, in ihrem Beruf weiter zu dienen.<sup>165</sup> Und nun wurde die gespannte Lage durch Zwischenfälle verschärft.

Im Sommer 1793 unternahm das sardinische Heer einen umfassenden Angriff auf die Franzosen in Savoyen. Am 11. August stieg ein Mauleselzug, mit Kriegsbedarf beladen, den Grossen Sankt Bernhard herunter; die Walliser liessen ihn nach Savoyen durchziehen, wo er die königlichen Truppen stärkte. Auf diese Neutralitätsverletzung folgte gleich eine zweite. Major Rusillon in Yverdon und Aidemajor Bergier in Lausanne, Adjutant des Landvogts von Erlach, boten eigenmächtig zehn Dragoner im Land herum auf und beschieden sie nach Martigny. Hier forderte sie Bergier auf, sich unter den Befehl des Marquis de Salles, des königlichen Vertreters, zu begeben. Sie weigerten sich und kehrten heim. Es blieb beim Versuch zweier heftiger Revolutionsfeinde. Uneingedenk der französischen Grenzverletzungen im Jura, entrüstete sich Barthélemy höchlich, weil er hinter den beiden Vorfällen einen wohl vorbereiteten Plan sah. Sein Verdacht galt in erster Linie dem Landvogt von Lausanne. Gabriel Albrecht von Erlach hatte lange in der französischen Garde gedient. Er galt als unbeugsamer Aristokrat, ragte unter den Vertretern Berns in der Waadt durch furchtlose Entschlossenheit hervor und war den Revolutionsanhängern besonders verhasst. Seit dem Ausbruch der Umwälzung führte er die Aufsicht über den Grenzschutz in der Waadt.

Barthélemy berichtete sogleich ohne nähere Prüfung nach Paris, die Grenzverletzung sei vom kaiserlichen Gesandten Buol in Basel, dem Marquis de Salles und dem Landvogt von Erlach verabredet worden, um Bern in einen Krieg zu verwickeln, obschon das nicht der Wille des Kantons sei, der weise seine Massnahmen berechne, und fügte zur Bekräftigung einen Brief Frischings bei, der sich hier aus Abneigung gegen Erlach vergass. Barthélemy betrachtete es sogar in der ersten Aufregung als die Pflicht Berns, solche Vorfälle im Wallis zu verhindern. Der Aussenminister Deforgues wollte es als einen Beweis des guten Willens ansehen, wenn Bern jetzt sein Regiment Wattenwyl zur Bewachung der Pässe ins Wallis legen würde. Es war die stehende Truppe, die man Bern zuerst

übelgenommen hatte. Man sah in Paris über das Wallis hinweg, um Bern für den Zwischenfall zur Verantwortung zu ziehen.

Bern ordnete eine genaue Untersuchung wegen der Dragoner an. Sie ergab eindeutig das Vergehen Bergiers und die Mithilfe Rusillons, aber kein Mitverschulden Erlachs. Er war erfahrener Offizier genug, um zu ermessen, dass ein paar Dragoner dem königlichen Heer nichts nützten. Den sardinischen Durchzug durch das Wallis zu verhindern, hatte er nicht die Befugnis und die Mittel. Es bleibt nur eine Vermutung, dass er vorher vom Einfall Kunde erhalten habe. Am 28. August sass der Grosse Rat über der Angelegenheit. Weiss eilte herbei, um mit seiner natürlichen Lebhaftigkeit schonungslos die Anschläge Steigers und Erlachs zu enthüllen, wie Barthélemy nach Paris meldete. Der Tag endete mit der Enttäuschung der Franzosenfreunde. Die Klage betraf nicht den Stand Bern, sondern nur seine Diener. Erlachs Name fiel überhaupt nicht; Bergier wurde dem Geheimen Rat zur Bestrafung überwiesen; dieser verurteilte ihn zu drei Monaten Hausarrest.<sup>166</sup>

Barthélemy musste erkennen, dass ihn die ersten Zuträgereien verführt hatten. Zuerst gestand er, dass man das Wallis nicht des Einverständnisses mit dem Feind, sondern nur der Nachlässigkeit bezichtigen könne. Dann warnte er davor, Erlach weiter zu verfolgen, da keine Beweise gegen ihn vorgebracht worden seien. Am peinlichsten war es ihm, dass die französischen Blätter seinen ersten Verdacht gegen Bern ausbeuteten; die «Gazette de la Montagne» vom 20. September schmähte die Berner Regierung erhabene Ungeheuer. Und doch hatte sie gleich das Wallis wegen des sardinischen Durchzuges getadelt. Es war zu spät, dass Barthélemy am 28. September feststellte, Bern habe sich in der Walliser Sache richtig benommen. Er erfuhr in jenen Tagen selbst, wie rasch eine böswillige Erfindung in die Presse kam. Erlach erhielt die Genugtuung, dass er gleich in den Kleinen Rat gewählt wurde, als im Oktober seine Amtszeit in Lausanne ablief.<sup>167</sup>

Es gehörte zur Beruhigung dieser unvertrauten Zeiten, dass sich die Zwischenfälle kreuzten und ausglich. Sie erlaubten Frankreich nicht, die Neutralitätsverletzungen im Wallis auszuheuten. Es war zu Wasser und zu Land von Italien und vom Morgenland abgeschnitten. Wie die Republik im Sommer 1793 Sémonville zum Botschafter in Konstantinopel und Maret, den spätern Aussenminister des Kaiserreichs, zum Gesandten in Neapel ernannte, mussten die beiden den Weg durch die Schweiz nehmen.

Sie durchreisten sie im Juli mit grossem Gefolge, mit viel Aufsehen und Geräusch, wie sowohl Barthélemy als auch seine Briefsteller urteilten. Sie wurden in Lausanne von Emigranten belästigt, in Bern gut empfangen, in Baden von Barthélemy gewarnt; dieser verfolgte ihren Weg mit unverhohlener Besorgnis. Sie fanden in Chur eine kühle Aufnahme; man hemmte sie und beutete sie aus. Um die österreichische Lombardei zu vermeiden, wollten sie vom bündnerischen Veltlin aus auf den neutralen Boden Venedigs übertreten und von dieser Stadt aus ihre Bestimmungsorte erreichen. Doch am 25. Juli wurden sie zu Novate im bündnerischen Chiavenna von österreichischen Schergen überfallen und gefangen-genommen, ein Bruch des Völkerrechts, der von der Unvorsichtigkeit der beiden Franzosen und von bündnerischer Nachhilfe begünstigt wurde.

Die Aufregung verfolgte die Untat mit den üblichen Anklagen und Erfindungen. Begreiflich war es, dass man den österreichischen Gesandten Cronthal in Chur und die revolutionsfeindliche Familie von Salis mit ihrem Anhang der Mitschuld bezichtigte. Es gehörte zum üblichen Gerede, dass man den Landvogt von Erlach in Lausanne und Bern verdächtigte. Der Widersinn überschlug sich in einer Flugschrift, die Barthélemy als Urheber des Überfalls verrief. Da sie in Lausanne erschien, erhob Barthélemy Beschwerde in Bern. Wohl regte Barthélemy Vergeltung gegen Bünden an. In Paris ging man nicht darauf ein; Deforgues bedeutete ihm, dass man unter den gegenwärtigen Umständen die einzige Verbindung mit Venedig und Konstantinopel erhalten müsse.<sup>168</sup>

Zu diesem Missgeschick gesellte Paris noch einen Missgriff. Frankreich war im Wallis durch den Residenten Helfflinger vertreten, einen vorsichtigen, eingeweihten Mann. Auf Antrag Le Bruns beschloss der Vollziehungsrat anfangs Juni, Helfflinger und Châteauneuf in Genf abzurufen, beide Posten zu vereinigen und dem Bürger Soulavie anzuvertrauen, der in Genf bleiben und im Wallis sich durch einen Sekretär vertreten lassen sollte. Als Le Brun gleich darauf vom Sturz der Girondisten mitgerissen wurde, bestätigte sein Nachfolger Deforgues die Verfügung, trotzdem Barthélemy vor einer solchen Kränkung des Wallis warnte. Soulavie hatte vom Priester zum bedenkenlosen Revolutionär umgeschlagen. Er berichtet über eine Reise, die ihn im Juli 1793 dem See entlang über Lausanne ins Wallis führte: «Wir haben die dreifarbigte Cocarde hoch getragen und in den Herbergen und überall den Ton der Bestimmtheit und der Überlegenheit gewahrt, die dem französi-

schen Volk zukommen.» Da Bern das Tragen fremder Farben auf seinem Gebiete verboten hatte, war diese Herausforderung selbst dem Jakobiner Deforgues zuviel. Er wies Soulavie zurecht, jedes Volk dürfe von Fremden, die es aufnehme, Rücksichten und Achtung verlangen. In einer Übersicht über Frankreichs Vertreter im Ausland, die dem Minister am 22. September unterbreitet wurde, hiess es von Soulavie, er müsse sich noch erst das Verhalten und die Sprache angewöhnen, die den Vertretern der Republik geziemten. Da Barthélemy betonte, die Doppelerennung Soulavies habe die Geister derart herausgefordert, dass Frankreichs Sache gelitten habe, trennte Deforgues Ende 1793 die beiden Posten, belies Helfflinger im Wallis und beschränkte Soulavie auf Genf.<sup>169</sup>

Genf wankte. Gleich nach Abzug der Schweizer brach in der unterwühlten Stadt im Dezember 1792 der Aufruhr los, verstieß die alte Ordnung und die alten Behörden und liess die Macht zwei revolutionären Ausschüssen. Draussen vor der Stadt trieb ein Abtrünniger aus erster Familie, Jacques Grenus, der bei der französischen Alpenarmee als Versorgungskommissär wirkte, den General Kellermann zur Besetzung Genfs. In der Stadt wühlte Soulavie, trotzdem das Konventsdekret vom 13. April solches Treiben in neutralen Staaten untersagte. Frankreich anerkannte Genf nicht als Bestandteil der Schweiz, so dass Bern die Genfer, die den Umsturz in Genf flohen, nicht als Landsleute aufnehmen, sondern in die Emigranten einreihen musste. Bern und Zürich konnten für das alte Genf nichts tun, sondern nur das neue verurteilen, indem sie die Beziehungen mit ihm abbrachen. Bern wies seine Landvögte an, nur in ihrem Namen mit den revolutionären Gewalten zu verkehren. Aber obschon es sich von der unglücklichen Stadt absetzte, musste es doch über ihr wachen.

Paris liess die Folgerichtigkeit vermissen, gab wechselnd freundliche und feindliche Zeichen. Kellermann hatte den Befehl, Genf zu besetzen, wenn fremde Truppen, auch schweizerische, den Genfer Boden betraten. Soulavie entfaltete ein verworfenes Geschick, Genf in den Schrecken zu stürzen, der damals Frankreich heimsuchte. Er missverstand seinen Auftrag und meinte seinem Gönner Robespierre zu dienen, wenn er Genf für den Umsturz und den Anschluss an Frankreich reif machte. Damit verstieß er gegen den schweizerfreundlichen Zug der jakobinischen Aussenpolitik. Barthélemy dagegen wurde nicht müde zu warnen. Er schrieb am 25. Februar 1793 dem Minister Le Brun, wenn Kellermann Genf besetze, sei der Krieg mit Bern unvermeidlich. Darum bedrückte es ihn,

dass geflohene Waadtländer Kellermann umgaben und zu gewaltsamen Lösungen hetzten. In Paris verstanden ihn Le Brun und Deforgues. Es schaffte auch Erleichterung, dass Clavière, der Bedränger seiner Vaterstadt, seinem Unstern verfallen war.<sup>170</sup>

Barthélemy wollte auch die Schweizer zum Rettungswerk heranziehen und Bern und Zürich wieder in Beziehung zu Genf setzen. Es war eine der ersten Weisungen des Ministers Deforgues, Barthélemy solle in der Vermittlung ausharren. Zürich war noch eher zum Entgegenkommen bereit als Bern; dieses war durch die Herausforderung gereizt, mit der Genf die revolutionären Waadtländer, insbesondere die Verurteilten von 1791, die dem Gefängnis entsprangen, aufnahm. Und dann liess das sprunghafte Verhalten der Franzosen kein Vertrauen aufkommen. Am 8. Juni 1793 gaben die Konventskommissäre bei der Alpenarmee die bestimmte Versicherung ab, Frankreich werde Genfs Unabhängigkeit achten. Zwischenhinein verführte Soulavie den General Kellermann, die Sperre über die Stadt zu verhängen und sie vom lebensnotwendigen Verkehr mit der Schweiz abzuschneiden. Da er wusste, dass Barthélemy sein wüstes Treiben verurteilte, wühlte er in Paris gegen ihn. Wohl beruhigte Colchen den Angefochtenen, man werde den Unhold loswerden. Gegen den Rat und die Erwartung aller Einsichtigen konnte sich Soulavie halten, trotzdem sein ehrgeiziger Eifer Frankreichs Politik am Genfersee fälschte.<sup>171</sup>

Die gleiche Unsicherheit beunruhigte Neuenburg. Sein Herr, der König von Preussen, lag mit Frankreich im Krieg. Da aber das Fürstentum nicht zu Preussen gehörte, sondern ein eigenes Staatswesen bildete, blieb ihm der Friede erhalten, solange Frankreich seine Sonderstellung anerkannte. Es behielt sich wie in Genf freie Hand vor und anerkannte Neuenburgs Einschluss in die schweizerische Neutralität nicht, ohne ihn aber zu bestreiten, trotzdem Barthélemy für ihn warb, weil Frisching ihm vorstellte, die Zustimmung würde Frankreichs Geschäfte erleichtern. Neuenburg erwartete seine Erhaltung nicht von Preussen, sondern von Bern. Die Geheimen Räte beider Städte standen in regelmässigem Gedankenaustausch. Die Gefahr wuchs, als Neuenburgs Grenzlage den Emigranten Schlupfwinkel und Ausfalltore und den flüchtigen Priestern raschen Grenzübertritt, den harrenden Gläubigen die Wohltat des Gottesdienstes zu spenden, eröffnete. Sie kam aber auch dem Schleichhandel zugute, den die Schweiz und Frankreich vor den Verbündeten verbergen mussten. Die Grenzen wurden hier wie anderswo ungenügend bewacht.



Bei diesem schwebenden Zustand bezogen die Revolutionsmänner, durch leichte Eroberungen verwöhnt, auch Neuenburg in den Wettlauf ihrer Annexionsgelüste ein. Der Konventskommissär Laurent in Pruntrut schlug Barthélemy im Mai 1793 vor, das Bistum, Neuenburg und einen Teil der Waadt zu einem Departement zu vereinigen, um die Schweiz darnieder zu halten, wogegen Barthélemy in Paris immer wieder warnte, der Griff auf Neuenburg werde den Krieg mit der Schweiz entfesseln. Im Herbst 1793 verbreitete sich bestimmter als zuvor das Gerücht, der Wohlfahrtsausschuss plane die Eroberung Neuenburgs, wie Barthélemy vermutete, von den Emigranten ausgestreut, um die Unruhe zu mehren. Boten des Staatsrats erschienen klagend in Bern. Sogleich wandte sich Schultheiss von Mülinen an Barthélemy. Der Geheime Rat berief Luzern, Solothurn und Freiburg, die auch mit Neuenburg verbürgrechtet waren, zu einem Tag. Der Vorort Zürich liess sich für eine gemeinsame Note an Barthélemy gewinnen. Dieser rollte in seinem Bericht vom 28. Oktober die völkerrechtliche Lage Neuenburgs auf, um Paris zu bedeuten, dass die Gefahr von diesem Ort gering sei, dagegen ein Angriff auf ihn das Zeichen zum Krieg geben könne. Am 16. November konnte der Geheime Rat von Bern feststellen, dass dank Barthélemy die Gefahr behoben sei, und Neuenburgs Abgeordnete beruhigt heimschicken. Zu diesem Ausgang trug in Paris nicht nur das unermüdliche Wirken Barthélemys, sondern auch die Besorgnis bei, in Neuenburg einen gut gelegenen Durchgang des Schleichhandels zu verlieren. Auch deuten Anzeichen darauf hin, dass man den König von Preussen schonte, weil man sich bereits besondere Gedanken über ihn machte.<sup>172</sup>

#### 4. Der Konvent

Die Girondisten hatten mit ihrem wortprunkenden Überschwang und ihrem weltfremden Ehrgeiz die schweizerische Neutralität verkannt und keine Gelegenheit versäumt, sie herauszufordern. Die Jakobiner, die genötigt waren, als kleine Minderheit ihre Gewalt in Frankreich zu behaupten und Frankreich gegen die Übermacht der Verbündeten und den Bürgerkrieg im Innern zu verteidigen, sparsam mit ihren Mitteln, ihren Hoffnungen und Aussichten, nicht aber mit Menschenblut, brauchten nur den Wortnebel ihrer Vorgänger zu verscheuchen, um den Vorteil zu erfassen, den ihnen eine unangetastete Schweiz bot. Sie linderte die Ein-

schnürung, unter der Frankreich litt. Frankreich konnte über ihre Pässe eine wenn auch unsichere Verbindung mit Venedig und dem Morgenland unterhalten. Seine Vertreter in der Schweiz kamen dem Mittelpunkt Europas näher und konnten leichter mit ihren Worten und Schriften die stummen Völker der Verbündeten aufrufen und namentlich Frankreichs grellen Mangel mit der Zufuhr durch die Schweiz erleichtern. Und dann hatte die Schweiz für Paris noch einen besondern Anreiz. Die Mächtigen, die sich dort ablösten, waren von der Ahnung heimgesucht, dass ihre Herrschaft fragwürdig sei. Barthélemy berichtet in seinen Denkwürdigkeiten, sie alle hätten Pässe nach der Schweiz in der Tasche gehabt.<sup>173</sup>

Die Girondisten hatten im Rausch der Weltentflammung allen Völkern, die sich empörten, die Hilfe Frankreichs versprochen. Die Bergpartei bedachte nüchterner das Naheliegende, und auf eine Rede Dantons hin erklärte der Konvent am 13. April 1793, nicht in die Einrichtungen anderer Staaten sich einzumischen. Der Wohlfahrtsausschuss, die neue Revolutionsregierung, beauftragte am 26. April den Ministerrat, den wirtschaftlichen und finanziellen Verpflichtungen Frankreichs gegenüber der Schweiz nachzukommen.<sup>174</sup> Im Juli 1793 nahmen die Salzwerke der Freigrafschaft die gewohnten Lieferungen wieder auf, und ein paar Monate später wurden die Forderungen der entlassenen Regimenter geregelt. Die Republik gab ihr Wohlwollen auch durch eine günstige Behandlung der Berner in holländischen Diensten kund, die auf dem Schlachtfeld gefangen genommen wurden. Die Stimmung hellte soweit auf, dass die Späher nicht mehr auf feindselige Züge Berns fahndeten, sondern seine Friedliebe betonten.

Die innern und äussern Notwendigkeiten reiften soweit, dass der Wohlfahrtsausschuss das Bedürfnis empfand, die Freundschaft mit der Schweiz offen zu bekunden. Am 24. September 1793 erklärte er, er werde nur noch mit den freien Völkern der Vereinigten Staaten und der Schweiz regelmässige Beziehungen unterhalten. Die letzten Befürchtungen in der Schweiz zu beruhigen, hielt Robespierre am 17. November 1793 eine weithin hallende Rede, in der er die Aussenpolitik darlegte und der Schweiz hohes Lob zollte. Am gleichen Tage erliess der Konvent eine Verfügung, die den Verkehr der Republik mit den «politischen Gesellschaften» ordnete. Die Verträge mit den schweizerischen Orten und den Vereinigten Staaten sollen getreu gehalten werden. Den bürgerlichen und militärischen Beauftragten der Republik wird befohlen, das Gebiet der neutralen und verbündeten Staaten zu achten. Der

Wohlfahrtsausschuss soll die Bande der Freundschaft mit den Vereinigten Staaten und den schweizerischen Orten zu verengern suchen. Auf schweizerischen Wunsch hin erhielt der Erlass einen Zusatz, der ausdrücklich verbot, das Gebiet der Orte und Zugewandten zu verletzen.<sup>175</sup> Diese Auszeichnung der Schweiz war umso ausserordentlicher, als sie in eine Zeit fiel, da die Revolution Frankreich mit dem Schrecken schlug und es keine amtlichen Beziehungen zur Schweiz unterhielt. Die Rede Robespierres und der Erlass wurden den Orten nicht mitgeteilt, sondern ins Deutsche übersetzt in der Schweiz verbreitet. Diese sei hochofret, meldete Barthélemy. Aber ein befreundeter Zürcher Magistrat bemerkte ihm zweifelnd, das verwünschte Fallbeil sei kein Mittel, das Vertrauen der Schweizer zu gewinnen, wovon Barthélemy im Grunde selbst überzeugt war.<sup>176</sup> Er war dazu berufen, die schwierige Freundschaft zwischen den beiden Ländern zu pflegen.

#### 5. Barthélemys Bedeutung

Barthélemy hat es nicht leicht gemacht, ihm den Platz anzuweisen, weil er in doppelter Sicht erscheint. Seine Dienstberichte, die in fünf Bänden herausgegeben sind, stehen im amtlichen Oberlicht. Er warf 1799 nach seiner Verfemung seine Denkwürdigkeiten im Ausland hin, aus dem frischen Gedächtnis seiner Schweizer Sendung, aber ohne schriftliche Unterlagen; erst nachträglich konnte er seine Briefsammlungen beiziehen. Die Dienstberichte zeigen den geübten Geschäftsmann, der sein Empfinden meistert und sich den Umständen anpasst. Er leistet den Eid auf die Republik, geht im Herbst 1793 zur neuen Zeitrechnung über und duzt den Aussenminister. Die Denkwürdigkeiten enthüllen seine eigentliche Meinung von Menschen und Dingen. So spendet er der Tüchtigkeit seines Mitarbeiters Bacher in den Berichten hohes Lob. Er nimmt in den Denkwürdigkeiten nichts davon zurück; aber er zeigt, wie die Revolution die üblen Eigenschaften Bachers hochzog, Verstellung, Hass, Verfolgungssucht, mit denen er das Unglück der Schweiz herbeigeführt, deren inneres Glück er wohl gekannt habe.<sup>177</sup>

Da er die Bildung und die Menschlichkeit des Jahrhunderts in die Revolution hinübernahm, fühlte er sich veranlasst, in den Denkwürdigkeiten zu erklären, warum er ihr gedient habe. Er tat es, um seinem Oheim und seinem Bruder das Leben zu bewahren;

dieser sass eine Zeitlang als verdächtig im Gefängnis. Und dann habe er sein Amt zum Vorteil der Schweiz aufgefasst und ihr den Frieden wahren wollen.<sup>178</sup> Das trifft zu, ist aber nicht vollständig. Sicher reizte ihn auch der berufliche Ehrgeiz, auf dem wichtigsten und schwierigsten Posten zu stehen, den Frankreich damals nach aussen zu vergeben hatte. Er war Junggeselle und lebte in Baden ganz der Arbeit, die er am frühen Morgen begann und gegen Abend nur zu einem Spaziergang unterbrach. Dienstleifer befähigte ihn, den Widerspruch zwischen seinem Amt und seinem Empfinden zu ertragen. So litt er unter den Emigrantenverfolgungen, die er in der Schweiz veranlassen musste; er spricht in den Denkwürdigkeiten von der empörenden Grausamkeit der revolutionären Flüchtlingsgesetze.

Es ist verständlich, dass Barthélemys Gedächtnis in Nebensachen versagt. Aber auch in der Hauptsache stimmt nicht alles. Er stellt seine Tätigkeit in den Denkwürdigkeiten so dar, wie er sie 1799 gesehen hat. Er hat das Amt nicht mit all den Empfindungen angetreten, mit denen er es verliess. Herbe dienstliche Erfahrungen begleiteten seinen Abgang. Seine Denkwürdigkeiten verteidigen durchwegs die Schweiz und kennzeichnen die Niedertracht der französischen Regierungen mit Verachtung; sie hätten die Schweiz misshandelt und dafür gestraft, dass sie es empfunden habe.<sup>179</sup> Seine Laufbahn begann und endete unter den Bourbonen, und er widmet ihnen in den Denkwürdigkeiten die Erkenntlichkeit des gewürdigten Dieners. In seinen Dienstberichten gestattete er sich gelegentlich Bemerkungen über sie, zu denen er nicht unbedingt verpflichtet war.

Auffallend wandelte sich Barthélemy gegenüber Bern. Als er anfangs 1792 das Amt antrat, verfärbte ein tiefes Misstrauen seine Vorstellungen. Er sah in Bern den Hort der Revolutionsfeinde und zugleich den einzigen Ort, der Frankreich gefährlich werden konnte. Er war durchdrungen von der Macht des Geheimen Rates, den unergründlichen Anschlägen, den unterirdischen Beziehungen Steigers, und leicht glitten die Wendungen von Berns Stolz, Eigenliebe und Eitelkeit in seine Dienstberichte ein. Es gab ihm eine gewisse Beruhigung, wie er wiederholt antönt, dass die Kosten für den steten Grenzschutz Bern erschöpfen und schliesslich zur Ohnmacht verurteilen würden. Als aber der Grosse Rat im Februar 1793 der Anerkennung Barthélemys zustimmte, war das Eis ganz gebrochen, und er wurde der Fürsprecher Berns in Paris. In den Denkwürdigkeiten dagegen tritt Bern von Anfang an geschlossen

hervor. Barthélemy zeigt in seinen Berichten nach Paris zuerst Misstrauen gegen Schultheiss von Steiger; er warnt vor dem verführerischen Geschick Steigers und tut sich etwas zugute darauf, dass er sich nicht von seinen Schmeicheleien habe umgarnen lassen. In den Denkwürdigkeiten erhält Steiger das Grossmass des Altertums: der Mut, den er seit 1798 im Unglück des Vaterlands bewahre, verdiene es, dass man ihm Altäre errichte, und nachdenklich erinnert er sich, wie Steiger ihm einst erklärt habe, die Vorsehung habe die Revolution verhängt, um Europa für den Abfall von der Sittlichkeit zu strafen.<sup>180</sup>

Barthélemys Urteil über die gesamte Schweiz bleibt sich in den Dienstberichten und den Denkwürdigkeiten gleich. Er erwartete, ein armes, rauhes Land zu finden, und sah einen Wohlstand, den ein friedlicher Fleiss geschaffen hatte. In den Denkwürdigkeiten beklagt er die Zerstörung dieses anspruchslosen Glückes.

Mehrdeutiges geht aus dem schriftlichen Nachlass Barthélemys auf. Doch die innern Vorbehalte hinderten ihn nicht, mit unermatteter Biagsamkeit einen Posten zu versehen, der vor dem Völkerrecht nicht bestand, weil er eine Regierung vertrat, die von der Eidgenossenschaft nicht anerkannt wurde. Nicht nur die Sorge um seine nächsten Angehörigen, die in Frankreich dem Schrecken preisgegeben waren, sondern auch der Berufsstolz reizte ihn, in verlorener Lage auszuharren. Er hatte die gestaltende Kraft, die dem Meister in jedem Fach eignet, aus Bruchstücken ein Ganzes zu bilden. Menschenfreundlichkeit, Vaterlandsliebe und Selbstvertrauen befähigten ihn, das Ungemeine zu leisten. Er blieb als Privatmann und wirkte als Botschafter. Dazu gehörte eine stillschweigende Übereinkunft der ganzen Schweiz; es herrschte die Überzeugung, dass er unentbehrlich sei. Auch wer die Revolution verabscheute, glaubte an ihn. Keine Anmassung, keine Drohung verscheuchte den Ratsuchenden; kluge Sicherheit wies. Anerzogene Selbstbeherrschung verschloss die Leidenschaft in der Brust. Ein Reichtum an Auskünften und Gefälligkeiten und ein harter Arbeitsfleiss behaupteten einen Posten, den die Unnatur der Verhältnisse zu verdammen schien.

Freilich musste Barthélemy seinen Erfolg entgelten. Er töte sich mit der Arbeit, da die Geschäfte in der Schweiz anders seien als in den übrigen Ländern, klagte er. Ihm halfen die Sekretäre Laquante und Bacher und der Zahlmeister Berville; die beiden letzten dienten seit Jahren auf der Botschaft. Bacher liess sich in Basel nieder, um den Grenzverkehr zu beobachten. Als der Wohl-

fahrtsausschuss Barthélemy mit zwei Volksvertretern, die mit der Offenheit freier Männer mit den Eidgenossen verkehren sollten, unterstützen wollte, winkte er entschieden ab. Er führte die Geschäfte mit persönlichem Ansehen allein. Volksvertreter verlangten Rücksichten, die wohl kein Ort zu geben gewillt war.<sup>181</sup> Dafür sandte Paris im Herbst 1793 zwei geheime Beobachter, Venet nach Lausanne und Rivalz nach Basel, die unabhängig von ihm Bericht erstatteten, ohne sich in die Geschäfte einzumischen. Dabei wurde Barthélemy für Paris so unentbehrlich wie für die Schweiz. In dem Überblick über die französischen Vertreter im Ausland vom 22. September 1793 hiess es von ihm, er sei der fleissigste von allen, am besten in den Beziehungen unter den Völkern unterrichtet und sende die klügsten Berichte ein; ihm sei es zu danken, dass Frankreich nicht mit der Schweiz im Krieg liege.<sup>182</sup>

Das Aussenministerium stand zu Barthélemy. Colchen, der Leiter der Schweizer Abteilung, bemühte sich, Anschwärzungen und schiefe Aufträge von ihm fernzuhalten. Le Brun war einer der wenigen Girondisten, die von der Schweiz billig dachten. Barthélemy beklagte seinen Abgang und empörte sich, dass der Hass des Schreckensmannes Billaud-Vareennes den Gestürzten auf das Blutgerüst führte. Der Jakobiner Deforgues, der nachfolgte, hiess nur noch Kommissär des Wohlfahrtsausschusses. Er kam rasch in einen guten Ton mit Barthélemy. Man traute in Paris Barthélemys Kunst alles zu. Im Oktober 1793 entwickelte ihm Deforgues, wohl im Auftrag des Wohlfahrtsausschusses den Plan, mit den feindlichen Höfen in Verhandlung zu kommen und sah ihn als europäischen Friedensstifter vor: «Auf Sie besonders, Bürger, setze ich das Vertrauen für die Durchführung des Plans. Ihre Erfahrung, Ihre Helligkeit und der Posten, den Sie bei einem befreundeten Volk versehen, eröffnen Ihnen alle notwendigen Hilfsquellen, ihn zu leiten und seinen Erfolg zu sichern.»<sup>183</sup>

Als der Konventskommissär Hérault de Séchelles anfangs November 1793 ins Elsass kam, lud er Barthélemy ein, ihn in Saint-Louis auf französischem Boden aufzusuchen. Die Schweizer Bekannten rieten ihm dringend von dem Gang ab und erwarteten, ihn nicht mehr zu sehen; hatte doch der Schrecken damals seinen Höhepunkt erreicht. Der Zwischenfall deckte ihm nicht so sehr auf, was er in Paris, sondern was er in der Schweiz galt. Er folgte der Einladung und sah seine Zuversicht belohnt. Der Bericht, den Hérault nach Paris sandte, entstand unter Barthélemys Anleitung;

er war das Verzeichnis der Torheiten und Ungerechtigkeiten, die der revolutionäre Fanatismus gegen die Schweiz verübt hatte. Ein paar Wochen später suchte ihn der Kommissär Payan, ein naher Anhänger Robespierres, in Baden auf, um ihn auf die Höhe der Revolution zu bringen, wie das Wort umging. Er sah gleich mit den Augen Barthélemys und wiederholte in seinem Bericht nach Paris die bedenkliche Liste Héraults. Wenn es ehemals geheissen habe, die Vertretung Frankreichs in der Schweiz sei schwierig, so sei sie es jetzt noch viel mehr, da das Verfahren der vorhergehenden revolutionären Regierungen die Schweizer habe abstossen müssen.<sup>184</sup>

Barthélemy konnte mit seinem Ansehen der Schweiz manchen Dienst leisten, freilich nicht alle, die er wünschte. Das Bündnis von 1777 verpflichtete Frankreich, zu mässigem Preis den Orten Salz zu liefern, dessen sie dringend bedürftig waren, weil der Krieg die Zufuhr aus dem Reich erschwerte. Man war in Paris dazu willig; aber die Minenverwalter missachteten die Befehle, oder die Departemente beschlagnahmten die Sendungen für sich; die Klagen rissen nicht ab. Frankreich hatte sich verpflichtet, die entlassenen Söldnerregimenter zu entschädigen und die Ruhegehälter auszurichten. Da das Geld mangelte, geschah es nicht genügend; die entwerteten Assignaten vermehrten die Schwierigkeiten. Doch wurde im Geheimen Rat zu Bern berichtet, dass das Berner Regiment von Wattenwyl entschädigt werde. Dagegen bedauerte Barthélemy, dass den Invaliden auf den 1. Januar 1794 das Ruhegehalt nicht bezahlt worden sei, was sich noch nie zugetragen habe. Die Klagen dieser armen Leute machten einen sehr schlechten Eindruck. Auch wollte die Republik den Offizieren, die königliche Orden trugen, die Ruhegehälter und die Jahrgelder, die mit den Orden verbunden waren, nicht entrichten, wenn sie die Kreuze nicht mit Ehrenzeichen, die als Ersatz geschaffen wurden, vertauschten. Die katholischen Offiziere hatten das Ludwigskreuz, die reformierten das Verdienstkreuz erhalten. Viele Offiziere schlugen diesen Tausch aus.<sup>185</sup>

Manche Berner hatten ihr Vermögen in französischen Papieren, namentlich in hochverzinsten Lebensrenten angelegt, weil zu Hause keine Gelegenheit sei, das Geld nutzbringend zu verwenden, wie einige Patrizier in einer Eingabe ausführten. Das Hauptgut betrug 18 Millionen Livres und warf jährlich 2 Millionen Zinsen ab, von denen 1 200 000 bis 1 500 000 nach der Stadt Bern flossen. Die Republik nahm diese Forderungen auf das Buch der nationalen

Schulden. Die bernische Obrigkeit hatte darüber zu wachen, dass die Guthaben in richtiger Währung, nicht in entwertetem Papiergeld bezahlt wurden. Dabei durfte sie nicht einmal daran denken, dass auch sie Rückstände einverlangen durfte. Bern hatte der Krone Frankreichs im sechzehnten Jahrhundert Darlehen gewährt, die nie rückerstattet wurden. Erst 1787 verpflichtete sich Frankreich, zur Tilgung durch hundert Jahre 3000 Zentner Salz jährlich unentgeltlich zu liefern. Mit dem Sturz des Königtums hörten diese Sendungen auf. Wohl war einmal im Geheimen Rat die Rede davon, nach einer Meldung Barthélemys wolle Frankreich die Lieferungen wieder aufnehmen.<sup>186</sup>

Barthélemy tat, was er konnte, um den Schweizern entgegenzukommen, nicht allein aus Gerechtigkeitsliebe. Zwischen die Schrecken der Revolution und die Ansprüche der Orte gestellt, musste er auf ungedecktem Posten die Lage aus seinem einsamen Können bestreiten. Willkommen war ihm daher alles, was ihn den Schweizern näherbrachte und ihr Vertrauen befestigte. Die neue Republik hielt das Bündnis aufrecht, weil sie seinen Einfluss auf die Schweiz erben wollte. Barthélemy ging darin mit den Machthabern in Paris einig. Als das Gericht zu Vesoul einen Streithandel gegen zwei Schweizer entschied, erklärte er, der Spruch verstosse gegen das Bündnis. Trotzdem dieses für die Schweizer dahingefallen war, hielt er die Täuschung aufrecht. Wie aber der Wohlfahrtsausschuss das Bündnis im Herbst 1793 förmlich erneuern wollte, riet er im Einvernehmen mit seinen schweizerischen Vertrauensleuten davon ab, weil ein solcher Versuch die Schweiz in den Krieg reissen würde.<sup>187</sup>

Barthélemy wurde in seinen Bemühungen immer wieder vom Presseärgernis gestört, das Misstrauen zwischen den beiden Ländern säte. Es ging von Frankreich aus. Mit der Revolution setzte sich dort ein Schwarm von Federleuten an, die sich in der Presse wie die Freigelassenen aufführten. Mallet du Pan erinnerte an das Wort Montaignes: «Die Schreibsucht ist das Anzeichen eines entgleisten Jahrhunderts». Für diese Vorkämpfer der Revolution blieb grundsätzlich nichts unantastbar. Aus dem Dunkel plötzlich ins Tageslicht gehoben, übernahmen sie sich ihrer Bedeutung und waren bereit, die Auswüchse der Revolution einzuleiten, zu begleiten und zu verherrlichen. Was französische Art und Geist war, wurde überreizt und missbraucht. Die Presse wurde eine Grossmacht, die mit sich handeln liess. Die Schweiz wurde zweisprachig erreicht; von Strassburg kamen die deutschen Schriften. Nachdem die Orte



1790 umsonst amtlich Klage in Paris erhoben hatten, um das Übel an der Wurzel zu fassen, beschränkten sie sich darauf, die Sendungen an der Grenze abzufassen, bei der List und Rücksichtslosigkeit der Versuchung ein ungenügendes Verfahren. Hausierer, Marktkrämer und Reisende schmuggelten die Blätter ein. Sie fanden eine Bereitschaft, die oft nur Freude am Verbotenen war und sich nicht Rechenschaft gab. Die Verführung setzte an den Rändern der Gesellschaft an. Schenkwirte und Dorfbarbiere vertieften sich in die Schriften und strahlten ihre Erhellung auf die Kundschaft aus.

Die Machthaber in Paris erhoben über die Regeln der Völkerbeziehungen hinweg den Anspruch, das Recht auf Revolution überall zu verkünden. Hier hörte Le Brun nicht auf Barthélemy, sondern trug ihm auf, in der Schweiz Patrioten zu gewinnen, die gegen Lohn für Frankreich schreiben sollten. Aber so sehr man sich in Paris gegen andere über das Schickliche hinwegsetzte, so empfindlich zeigte man sich gegen Presseangriffe von aussen. Der Hinkende Bote für Neuenburg, den der Drucker Fauche-Borel herausgab, enthielt auf das Jahr 1794 heftige Ausfälle gegen die Schreckensherrschaft in Frankreich. Um einem Verbot in Neuenburg zu entgehen, setzte er dem Kalender das Deckblatt des bernischen Hinkenden Boten mit dem Berner Wappen vor. In den Grenzgebieten erhob sich ein Lärm, der bis Paris drang. Wie die Neuenburger Obrigkeit einschritt, floh Fauche und bat aus dem Versteck den Minister Deforgues um Verwendung, worauf Barthélemy ein Wort für ihn einlegte. Das Ärgernis diente Fauche nicht als Lehre. Nicht lange darauf verbreitete er einen revolutionsfeindlichen «Catéchisme français républicain».<sup>188</sup> Barthélemy hatte leicht, solche Fälle aufzugreifen, weil sie selten vorkamen, wogegen die Ausschweifungen der französischen Presse sich ablösten. Er verurteilte sie auf beiden Seiten; er warnte in Paris nicht nur selber, sondern liess seine Mahnungen auch in die Berichte von Hérault und Payan einfließen.

Die empfindlichsten Angriffe kamen der Revolution von der «Gazette de Berne», deren Kopftitel eigentlich «Nouvelles politiques» lautete. Seit langem führte der Franzose d'Arnay das Blatt, dessen Eigentümer, die Postpächter Fischer, ihm freie Hand liessen; der Rathausamman hatte die Vorzensur zu versehen, unterliess es aber gewöhnlich. Die «Gazette de Berne» huldigte zunächst der Revolution, so dass der Geheime Rat 1790 d'Arnay befahl, Deklamationen gegen die Aristokratie zu unterlassen. Dann schlug

d'Arnay so heftig gegen die Revolution um, dass er wiederum die Behörden in Verlegenheit setzte, zumal man in Paris annahm, die Gazette sei Sprachrohr der Obrigkeit. Umsonst legte ihm der Geheime Rat auf, nur die Tatsachen zu bringen; d'Arnay wusste wohl, dass eine Zeitung nur dann zählte, wenn sie Aufsehen erregte. So schilderte er schonungslos das furchtbare Ende der Königin Marie-Antoinette, um den Sieg der Hefe herauszuheben, die ihrem Opfer auf der letzten Fahrt die rote Mütze aufsetzte und es mit Schmähungen überschüttete. Wohl wider sein Empfinden musste Barthélemy in Bern Klage «über die ausserordentliche Art» dieses Berichtes erheben; sein Vertrauter Frisching gestand ihm, die Haare stünden ihm ob diesem entsetzlichen Ereignis zu Berg.<sup>189</sup>

Trotzdem d'Arnay vor den Geheimen Rat geladen und getadelt wurde, gab er nicht bei. Als im Sommer 1794 der Erfolg mit Frankreichs Heeren war, änderten die deutschen Zeitungen ihren Ton; nur die Gazette bleibe unverbesserlich, meldete der Beobachter Rivalz dem Minister, und Barthélemy bestätigte es mit einer Klage beim Schultheissen Steiger. Dabei war er sich bewusst, dass die Gazette in der Schweiz eine Ausnahme, ihresgleichen in Paris die Regel bildete. Es traf sich, dass der Geheime Rat die Gazette zurechtwies, während er von den Pariser Blättern mit den übelsten Anwürfen überschüttet wurde. Diese Herausforderungen entsprangen nicht nur der Selbstverständlichkeit der revolutionären Ansprüche, sondern auch der Überzeugung von der ängstlichen Vorsicht und Schüchternheit der Schweizer. Auch Barthélemy hatte die Schwäche erkannt und bedauerte sie. Er klagte am 22. Februar 1794 Deforgues, ein Brief des Schultheissen Mülinen, den er nach Paris weitergeleitet habe, sei dort in der Presse erschienen; solche Veröffentlichungen seien schädlich, weil sie die Grundsätze der schweizerischen Regierungen beleidigten, «deren unveränderliche Richtlinie es ist, nicht auf die Schaubühne der Welt gezerrt zu werden». Ein paar Wochen später wiederholte er: «Die Schweizer lieben es nicht, auf der grossen Schaubühne der Welt zu erscheinen.»<sup>190</sup>

Es war Barthélemy ernst, wenn er in Bern versicherte, er wolle in diesen Dingen Gegenrecht halten. Freilich dämpfte er damit die Unart und den Übermut der freigelassenen Pariser Presse nicht. In Bern dachte man grundsätzlich. Wie sich der Wohlfahrtsausschuss im Frühjahr 1795 über zwei Schmähschriften des Emigranten Montgaillard, die in Lausanne herauskamen, beklagte, liess sie der Geheime Rat sogleich unterdrücken.

In Paris dagegen liess man die Presse aufspielen, wenn es passte. In Bern betrachtete man sie als eine ungehörige Einmischung, als ein Staatsübel. Darum erntete die Gazette mit ihrer linienfesten Haltung nicht den Dank, sondern den Verdruss der Obrigkeit. Am 8. Dezember 1795 pflog der Geheime Rat gründliche Aussprache über sie. Er grollte, zum sechstenmal müsse er sich mit ihr beschäftigen. Da sie ein Druckprivileg habe und unter Zensur stehe, werde sie im Ausland als Hofzeitung angesehen. In der Aussprache kam die Schätzung der Presse zum Vorschein. Die eine Meinung, heisst es da, «siehet diese und eine jede andere Zeitung als eine gleichgültige und unbedeutende Sache an und haltet es unter der Würde des Landesherrn, sich damit zu beschäftigen». Gleichwohl wurde dem Rathausammann eingeschärft, die Zensur streng durchzuführen. Diese Pflicht des Rathausammanns war verschollen; die Instruktion für sie stammte von 1689; daher erschien am 13. Januar 1796 eine neue. Der Schriftleiter soll von allen Regierungen mit Achtung reden, üble Ausdrücke aus andern Blättern nicht nachdrucken, nur Tatsachen ohne Bemerkung berichten und über innere Zustände eines Staates mit der grössten Behutsamkeit verfahren. Wie der Rathausammann Morlot der Zensur enthoben zu werden wünschte, da er das Amt ohne sie angetreten habe, wurde er abgewiesen. Da vereinfachte er sich seine Aufgabe, indem er alle französischen Meldungen der Gazette strich, worüber sich wiederum die Eigentümer Fischer beschwerten.<sup>191</sup>

Auch die Presse offenbarte den Vorsprung der Revolution und warf den Schatten der schweizerischen Niederlage voraus. Wie selbstverständlich war es, dass die Schweiz den üblen Schwall der französischen Blätter über sich ergehen liess, und dass Paris bei jedem Angriff in der Schweizer Presse aufzuckte.

#### 6. Der schweizerische Zwischenhandel mit Frankreich

Der Handel mit Frankreich hatte in den letzten Jahren nachgelassen. Nachdem noch die Monarchie die Schweizer Tücher mit hohen Schutzzöllen belegt hatte, schlug die Revolution einen Zoll von dreissig Prozent auf alle Schweizer Waren, um sich Einnahmen zu verschaffen. Als der Krieg Frankreich einkreiste, erliess der Konvent ein Ausfuhrverbot für alle Erzeugnisse, so dass der Umsatz zwischen den beiden Ländern völlig einseitig wurde. Gleich-

wohl erhielt er einen ungeahnten Aufschwung. Vom Festland wie von Übersee abgeschnitten, entdeckte Frankreich die Schweiz als einzigen Zugang zu Europa, als Durchgangsland für den Zwischenhandel. Das Geschäft war von vornherein verschoben, weil Frankreich von der Schweiz alles verlangte und ihr nichts lieferte. Aber so biegsam ist die Menschennatur, dass der Erwerbssinn seinen Weg durch alle Völkerstürme gesteuert und seine Umschlageplätze gefunden hat, und gerade in jenen Tagen, da die Ordnung von Jahrhunderten aus den Fugen ging und die Zukunft wie der Abgrund sich auftat, verhieß er den aufgeschreckten Geistern den beruhigenden Schein der Deckung. Was er sich sonst nur in verlorenen Augenblicken zugestand, wurde alltäglich. Je schwerer sich das Verhängnis über Frankreich senkte, umso mehr verlockte es zu Handelsabenteuern. Gleich entdeckten die schweizerischen Kaufleute eine Unentbehrlichkeit, die ihnen der ordentliche Verkehr nicht gespendet hätte.

Was die Heere der Revolution bedurften, Eisen, Kupfer, Gewehre, Salpeter, Pulver, Tuch, Leder, Schuhe, Pferde, Schlachtvieh, Getreide und Reis, suchten die Franzosen in der Schweiz. Diese konnte einiges aus dem Eigenen abgeben. Das meiste aber musste aus den Ländern beschafft werden, die mit Frankreich im Krieg standen. Damit wurde die schweizerische Neutralität überfordert, und sie fand ihre Erleichterung darin, dass es noch keine gültigen Vorschriften für einen solchen Verkehr gab. In Wirklichkeit bestimmte nicht das Völkerrecht, sondern die Geduld der Nachbarländer das Mass für den Zwischenhandel.

Die französischen Anschicksleute kamen mit barem Geld, nicht mit entwerteten Assignaten und fanden in der Schweiz Helfer, die sich auskannten. Geld und Gewinn stellten mit ihrer betörenden Macht verborgene und unzerreissbare Verbindungen her, die der Scheidelinie der Weltanschauung und der Politik spotteten. Der Botschaftssekretär Bacher verlegte seinen Sitz nach Basel und warf das Netz über die Schweiz. Wie er gesteht, mussten die Aufkäufer auf dem Markt zu Basel und in den Werkstätten der Schweiz die Preise erlegen, die verlangt wurden. So hoch stieg die Not in Frankreich, dass die Soldaten im Departement Mont-Terrible vor Hunger stahlen und bettelten. Barthélemy blieb dem Geschäft fern; nur gelegentlich half er mit Ausfuhrscheinen nach. Er begnügte sich damit, die schweizerischen Regierungen zu begütigen, und um ihre Widerstände, die er im Grund billigte, zu dämpfen, liess er etwa die Bemerkung fallen, er könnte abberufen

und durch einen Schreckensmann ersetzt werden. Anderseits warnte er in Paris, zuviel von der Schweiz zu verlangen, da die Nachbarländer Vergeltung üben könnten. Im ganzen schätzte er den Erwerbssinn der Schweizer richtig ein.<sup>192</sup>

Die Franzosen fanden in der Schweiz Pferde, Vieh, Tücher, Leder und Schuhe. Da sie nicht markteten, hatten sie diese Vorräte bald erschöpft. Sie hielten das Vieh auf der Strasse an und zahlten hohe Preise, die der Bauer zum Scherz einwarf. Das Bargeld war so unwiderstehlich, dass die Schweiz über ihren Eigenbedarf hinaus ausgekauft wurde. Selbst das Korn, auf dessen Einfuhr sie angewiesen war, wurde vom Verschleiss mitgenommen, so dass im Land Teuerung entstand. Einzelne bereicherten sich, während andere, die ihr Geld in Frankreich angelegt hatten oder Ruhegehälter bezogen, in Not gerieten, weil sie nur unregelmässig und mit Papiergeld abgefunden wurden. Der Handel war einseitig, da Frankreich seine Erzeugnisse zurückhielt. Barthélemy bemerkte bitter, nur eine Ware führe Frankreich ebenso reichlich wie grossherzig in die Schweiz ein, die Deportierten. Frankreich versagte das Korn aus der Freigrafschaft, die Gerberlohe, die Gewürze, die Heilmittel und, für manche Kreise besonders empfindlich, die Feinwaren, mit denen es die Mode beherrschte. Bacher schrieb an Deforgues: «Wenn Du den Botschafter ermächtigt, den Eifer einiger schweizerischer Magistraten und anderer Vorgesetzter durch Vergünstigung oder Erleichterung für die Ausfuhr einiger Luxuswaren und anderer, die nicht von erster Notwendigkeit sind, oder durch einige Belohnungen in bar anzufeuern, werden wir im grossen arbeiten.» Die Schweizer Kaufleute wussten sich zu helfen. Da sie das Hartgeld hatten und Frankreich in Papier versunken war, stellte die natürliche Anziehungskraft der Dinge einen verborgenen Handel mit den ersehnten Gütern her.<sup>193</sup>

Die schweizerische Wirtschaft, schon durch einseitigen Absatz nach Frankreich verzerrt, wurde nun noch durch den Zwischenhandel mit andern Ländern belastet. Da der schweizerische Markt bald erschöpft war, griffen die Franzosen mit schweizerischer Nachhilfe auf feindliches Gebiet über, insbesondere auf die Länder des Kaisers, im Norden zwei Drittel der Rheingrenze, im Osten Tirol, im Süden die Lombardei, die von Basel bis zum Langensee die Schweiz umrandeten. Sie lieferten Reis, Getreide, Pferde, Vieh, Kupfer und Waffen. Schweizer kauften im fremden Land für die Franzosen auf, und da es um verbotenes Gut ging, lief der Umsatz

in ein grossangelegtes Schiebergeschäft aus. Sogar englisches Tuch gelangte über Frankfurt und die Schweiz nach Frankreich. Zwischen dem französischen Aufkäufer, dem schweizerischen Makler und dem süddeutschen Bauern herrschte ein stilles Einverständnis, das seine Tragfähigkeit vom hohen Gewinn empfing. Die deutschen Bauern umgingen die Verbote; sie verkauften auf den schweizerischen Märkten sogar Ross und Wagen. Im Winter 1793 auf 1794 wurden in Schaffhausen allein 9000 Pferde für das französische Heer gekauft. Es wurden gewaltige Umsätze getätigt. Frisching spricht von der gehörnten Prozession auf allen Strassen, die nach Frankreich führen. Barthélemy berichtet in seinen Denkwürdigkeiten: «Während mehrerer Jahre waren die grossen Strassen ohne Unterbruch mit Wagen zur Beförderung der Waren bedeckt, die Frankreich nur durch die Schweiz von den fremden Ländern beziehen konnte.»<sup>194</sup> Er meint, dieser Handel sei für die Schweiz vorteilhafter gewesen, als wenn sich die Schweiz auf die Seite Frankreichs gestellt hätte. Sogar die Erzeugnisse der deutschen Waffenschmieden zu Solingen und Suhl fanden den Weg nach Frankreich.

Das meiste am Geschäft bleibt dunkel; wie es möglich wurde, erhellt wenig. Der Umsatz vollzog sich mit Hindernissen. Es war eine Ausnahme, wenn Basler Händler den Reis, den sie in der österreichischen Lombardei kauften, einfach ins Elsass lieferten. Vieh, Pferde, Korn kamen mit irreführenden Bestimmungsscheinen, Waffen, Pulver, Salpeter mit schützender Verpackung durch. Frankreich zahlte die Zufuhr schwer. Seine Sendlinge benützten die Zweideutigkeit des Geschäftes, um unerlaubten Zwischengewinn für sich herauszunehmen. Der französische Beobachter Venet meint, die schweizerischen Makler zögen ungemeinen Nutzen, weil die französischen Aufkäufer unachtsam seien.<sup>195</sup> Die Gelder flossen von Paris durch die Banken Perregaux in Neuenburg und Merian und Burckhardt in Basel ein.

Die Orte stellten sich verschieden zu dem dunklen Treiben. Wo die Gewinnsucht noch durch politische Neigungen zu Frankreich bestätigt wurde, wie in Basel, Zürich, Schaffhausen, Biel und Genf, begünstigten oder duldeten die Behörden den Zwischenhandel. Alle Orte erliessen Durchfuhrverbote, um vor dem Kaiser Haltung zu bewahren. Die Patrizierstädte suchten ihnen Kraft zu geben; die Handelsstädte verflüchtigten sie durch eine lose Handhabung. Barthélemy rühmt den Eifer der Zürcher Magistraten, die Durchfahrt des deutschen Viehs zu sichern. Gar von Basel hörte

er sagen, es kaufe die Schweiz aus, um Frankreich zu versorgen. Die Waren gelangten von Basel unmittelbar oder auf Schleichwegen durch das Erguel, das Traverstal und über den Genfersee nach Frankreich.<sup>196</sup>

Verdichtungspunkte bildeten sich aus. In Basel, das durch eine eidgenössische Besatzung gedeckt war, gingen Geschäft und Gesinnung einig. Biel warb um die Gunst Frankreichs, um sich die erträumte Ausdehnung nach dem Jura zu sichern. In Neuenburg entzweiten sich Geld und Geist. Das Fürstentum verabscheute die Revolution; seine grossen Handelshäuser nahmen die ausgebreitete Gelegenheit wahr. Seltsam griffen in Genf die Dinge ineinander. Dieweilen die Stadt von den Stürmen der Revolution geschüttelt, ja 1794 in den Schrecken gestürzt wurde, hielt ihr uralter Handelsgeist durch und rächte sich mit ausnehmenden Gewinnen für das Leid, das ihr Frankreich antat. Der Genfersee diente den verstopften Frachten. Venet meldet im Oktober 1795, seit einem halben Jahr seien 12 000 Zentner Reis aus der Lombardei und Piemont über Genf und Neuenburg nach Frankreich verschoben worden. «Die schweizerischen Kaufleute haben seit der Revolution das Geschick für den Zwischenhandel zu der Vollkommenheit erhoben, deren er fähig ist.»<sup>197</sup> Die reichlich verdienenden Orte beriefen sich auf ihre Neutralität und sahen Berns Zurückhaltung scheel an.

Die Aufsicht blieb den Orten überlassen, da der Bund weder die Befugnis noch die Macht dazu hatte. Darum regte Bern ein Zusammengehen der Orte an und vereinbarte mit Zürich, Basel und Schaffhausen auf den 15. Juni 1794 ein Abkommen, wonach Getreidemakler nur noch mit amtlichen Scheinen auf den Märkten von Basel, Schaffhausen und Stein am Rhein einkaufen durften. Ein Erfolg war der Massnahme nicht beschieden, da ihr die Nachsicht der Handelsstädte die Wirksamkeit nahm. Darum wurde der Versuch gemacht, dem Bund Leben einzuflössen. Die innern Orte, die sonst geneigt waren, ihm möglichst viel zu versagen, wurden besorgt, dass die ständige Verletzung der Neutralität den Kaiserhof zu drückender Vergeltung herausfordern könnte, und stellten auf der Julitagsatzung 1794 den Antrag, die Durchfuhr des deutschen Viehs der eidgenössischen Aufsicht zu unterwerfen. Die Anhänger Frankreichs, Kilchsperger, Frisching und Ochs brachten ihn mit der Einrede zu Fall, solches komme den Orten zu. Nur das genehmigte die Tagsatzung, dass Schweizer nicht am Schiebergeschäft teilnehmen sollten. Es war ein Versuch, das Ausland zu betören.<sup>198</sup> Die Furcht wirkte mit, ein eidgenössisches Verbot könnte die

schärfste Entgegnung Frankreichs, selbst die Kriegserklärung nach sich ziehen. Es gehörte zur öffentlichen Sittlichkeit, dass die Revolutionsfreunde die Unterdrückung eines völkerrechtswidrigen Missbrauchs als eine tödtliche Beleidigung Frankreichs ausgeben konnten.

Bern lieferte Frankreich von vornherein das bisher Übliche, besonders Vieh und Pferde, und beharrte dabei, als Frankreich seine eigene Ausfuhr einstellte, obschon es empfindlich getroffen wurde, dass die Waadt nicht mehr Salz und Getreide aus der Freigrafschaft erhielt und mit deutschem Korn versorgt werden musste. Erst als die Bauern den hohen Preisen erlagen und die Ställe zu sehr entblösten, schritt die Obrigkeit mit Verboten ein. Bacher wollte mehr. Er hatte es auf Schuhe, Leder, Waffen aus den Zeughäusern und bernisches Pulver, das einen guten Namen hatte, abgesehen, kam aber rasch zur Erkenntnis, dass Bern seinen Kriegsbedarf scharf verwahrte. Seine Zuhälter wandten sich an die Schuhmacher im Emmental und Seeland und erteilten ihnen im Namen des bernischen Kriegsrates grosse Aufträge und konnten schon nach Frankreich liefern, als die Obrigkeit dazwischen kam. Der Rat schaute den Fremden auch deshalb auf die Finger, weil es zu ihrem Geschäft gehörte, Hetzschriften auszustreuen.<sup>199</sup> Darin hatte die Revolution kein Gewissen. Als es hiess, Bern habe den Makler Perdonnet aus Vevey, einen der übelsten Aufwiegler, festnehmen lassen, weil er 300 000 Paar Schuhe über die Grenze schaffen wollte, ging die Entrüstung in Paris hoch. Auf Weisung des Wohlfahrtsausschusses befahl Deforgues Barthélemy, die Freilassung zu verlangen. Auch als ein Brief des Schultheissen Mülinen meldete, Perdonnet sei nicht gefasst worden, zitterte der Zwischenfall noch lange nach.<sup>200</sup> So hatte die Revolution Recht und Gewissen gewandelt, dass der Wohlfahrtsausschuss beleidigt war, wo er laufend die schweizerische Neutralität beleidigte. Um die Überwachung zu vereinfachen, setzte Bern im März 1794 eine Sperrkommission ein und erliess ein Ausfuhrverbot für Lebensmittel, dem ein weiteres für Metallerzeugnisse folgte. Schmuggelte doch selbst in Bern die Fuhrhaltere Gruner Pulver nach Frankreich.<sup>201</sup> Barthélemy aber entschuldigte die Massnahmen in Paris, Bern und die Schweiz müssten Rücksicht auf die Verbündeten nehmen.

Noch weniger konnte die Obrigkeit in der Waadt, die an der Grenze lag, durchgreifen. Hier erzeugten Gewinn gier und Revolutionseifer einen Taumel der Verschlagenheit. Der Bauer zwar machte ohne Vorliebe für Frankreich zu Geld, was er konnte. In



den Städten belebte die Gesinnung das verbotene Geschäft. Der Aufruhrherd Vevey wurde Mittelpunkt des Schleichhandels. Vevey war in Handel und Fernverbindungen geübt, da sich hier der Käse aus den Waadtländer- und Freiburger-Alpen sammelte und ins Ausland verfrachtet wurde. Der See begünstigte den Schmuggel und stellte die Verbindung mit Genf her, das sich in diesen Geschäften auskannte. Viele Kaufleute der Handelsstadt Lyon waren vor dem Schrecken in die Waadt geflohen und mit den Gelegenheiten vertraut geworden. Als sie heimgekehrt waren, nützten sie die Verbindungen aus. Trotzdem die Waadt auf deutsches Getreide angewiesen war, schlug sie Korn, Lebensmittel, Vieh und Holz an die Franzosen los. Im Frühjahr wurde die Bergfahrt benützt, um die Rinder über die Grenze zu schaffen. Wohl befuhren zwei bernische Wachtschiffe den See, verstärkten 200 Mann des Regiments Wattenwyl die Hut auf der Westgrenze, wurde der Eifer der Posten durch die Vergünstigung angefeuert, den Erlös der beschlagnahmten Waren zu teilen. Ende 1794 stellte der Geheime Rat fest, dass die Waadt einen steten Schleichhandel unterhalte.<sup>202</sup>

Die Güter aus den Nachbarländern, die nach Frankreich verschoben wurden, nahmen grossenteils ihren Weg über bernischen Boden. Man war es gewohnt, die Strasse über Aarberg belebt zu sehen. Wie aber der Verkehr answoll, war das bernische Staatswesen darauf, wie überhaupt auf das Ausserordentliche der Revolution, nicht eingerichtet. Die Behörden besaßen keine Erfahrung und Übung, dem Übel zu begegnen. Der Sperrkommission standen 80 Mann Maréchaussée zur Verfügung, um die Strassen von Brugg bis Coppet zu überwachen. Sie konnten die Warenzüge und Viehherden schon deshalb nicht hemmen, weil die Führer mit echten oder falschen Ausweisscheinen versehen waren, die ihnen das stille Einverständnis der ostschweizerischen Handelskreise zuhielt. Die dunkeln, gewinnstrotzenden Handelsabenteuer liessen sich meist nicht einsehen. Es traf zu, was Barthélemy anfangs 1794 Deforgues über die Anstalten Berns schrieb: «Sie haben nicht die Mittel, um ihren Verboten eine grosse Strenge der Ausführung zu geben, so dass wir versichert sein können, dass sie weitgehend umgangen und uns viele Gegenstände, die dem Verbot unterliegen, geliefert werden.»<sup>203</sup> So nützte Frankreich die mangelhafte Ausrüstung Berns aus und trug ihr nicht Rechnung, wenn es Bern mit Vorwürfen und Drohungen wegen des Emigrantenzustroms überschüttete.

Es änderte an den Tatsachen nichts, dass Bern Ende 1794 einen

Ausschuss aus der Sperrkommission, dem Kriegsrat und dem Geheimen Rat bestellte, um den Massnahmen Nachdruck zu geben. Der Grenzschild blieb zu locker, um das vielköpfige Unwesen aufzufangen. Bern musste zusehen, wie sein Gebiet zur Verletzung der Neutralität missbraucht wurde, ohne durchgreifen zu können, und entgalt den Unsegen mit der eigenen Teuerung. Barthélemy allerdings versucht in seinen Denkwürdigkeiten eine Rechtfertigung; die Ränkeschmiede in Paris hätten ihn und die Schweiz verderben wollen, aber der Handel durch die Schweiz, der dem Konvent unentbehrlich schien, habe beide gerettet.<sup>204</sup>

Während Frankreich die Schweiz unablässig mit Forderungen, Übergriffen, Vorwürfen und Drohungen bedrängte und die neutralitätswidrigen Handelsdienste als eine schuldige Huldigung an den revolutionären Weltgeist betrachtete, bezeugte der kaiserliche Hof eine Nachsicht, ja Gleichgültigkeit, deren Gründe nicht völlig erkennbar sind. Er konnte die Schweiz durch eine Sperre unerträglich bedrängen, da seine Grenzen sie von Basel bis zum Langensee umfassten. Er machte davon nicht Gebrauch. Erst als die schweizerische Neutralität in eine Begünstigung Frankreichs ausartete, schritt er zögernd ein. Er liess sich von der Sorge leiten, Härte könnte die Schweiz Frankreich zutreiben. Und doch meldete der kaiserliche Gesandte Buol, der in Basel seinen Sitz hatte, erstaunliche Fälle. So liess er 24 Wagen mit lombardischem Reis anhalten, bevor sie ins Elsass verschoben wurden; auf seine Beschwerde musste der Schuldige den Rat räumen. Seine Späher fanden aus, dass Tausende von Gewehren deutscher Herkunft ihren Weg über Basel, Bern und Genf nach Frankreich nahmen; in einer Note an Bern sprach er von 30 000 Stücken, worauf Bacher seine schweizerischen Helfer anwies, die Verpackung und die Strassen zu ändern.<sup>205</sup>

Jedenfalls hatte man in Wien eine Vorstellung, was in der Schweiz vor sich ging, und besann sich mit der Vergeltung. Barthélemy gestand, hätte die Schweiz solche Dienste dem Kaiser erwiesen, er würde tüchtig Lärm geschlagen haben, während bis jetzt von Wien keine Klage gekommen sei.<sup>206</sup> Wohl wies Buol darauf hin, dass die Schweiz, vom Korn der Freigrafschaft abgewiesen, einer Dauersperrre vom Reich erliegen müsse. Wien beschränkte sich darauf, dem grössten Missbrauch zu wehren. Im Frühjahr 1793 hoben seine Massnahmen vorsichtig und bedingt an. Korn wurde nur Händlern mit amtlichen Scheinen erlaubt, Vieh und Pferde wurden nur an Käufer abgegeben, die sich über den Eigenbedarf

auswiesen. Nur Genf, Biel und Basel, die Ausfallstore des Zwischenhandels, wurden von jeder Lieferung ausgeschlossen. Doch die List, mit Geld bewaffnet, umging die Vorschriften, wie sich der kaiserliche Zoll bald Rechenschaft gab, und so wurde im November 1793 eine völlige Sperre für Lebensmittel und Vieh an der Rheingrenze bis Frühjahr 1794 verhängt. Da der Erwerbsgeist nördlich und südlich des Rheins doch die undichten Stellen ausfand, trat im März 1794 eine neue Verschärfung ein. Das Verbot wurde auf Pferde und Schuhe ausgedehnt; Metalle und Waffen wurden nur noch auf obrigkeitliche Bedürfnisscheine hin abgegeben. Zugleich gingen die Tiroler- und die lombardische Grenze für Reis und Getreide zu. Wie sich die Not in der Schweiz meldete, streuten die Zwischenhändler aus, der Kaiser wolle die Schweiz zum Krieg gegen Frankreich zwingen oder gar die alten habsburgischen Gebiete südlich des Rheins zurückerobern.

Auch die neuen Verbote hielten vor der verschmitzten Zudringlichkeit der Händler nicht stand. Mit Verdruss und Beschämung verfolgten die Vertreter der Verbündeten die geringe Wirkung der Erlasse, die von der Schwerfälligkeit der Reichsanstalten und der Kreistage, von der Nachlässigkeit der Beamten und der willfährigen Gewinnsucht der Bauern verschuldet wurde. Die Schonung erntete nicht Erkenntlichkeit, sondern Missachtung. Die Ausfuhr nahm so zu, dass Süddeutschland selbst in Not geriet; deshalb verschärfte der schwäbische Kreistag im Herbst 1794 noch einmal die Massnahmen und übertrug die Grenzhut österreichischen Reitertruppen. Diese griffen durch, und damit wandte sich das Blatt für die Schweiz, insbesondere für Basel. Dem wuchernden Gewinn folgte Mangel. Basel ersuchte Berns Obrigkeit, ihre Besatzungstruppen selbst zu beköstigen. Bern, Zürich und Basel sandten ihre Boten ins Reich; Bern erwirkte vom englischen Ministerium Fürsprache in Wien. Im Frühjahr 1795 wurden die Betreffnisse der amtlichen Getreidezufuhr erhöht, und die gute Ernte von 1795 half der Versorgung auf. Bern konnte im Verlauf dieses Jahres die Handelsverbote aufheben.

Der Friede von Basel von 1795 lockerte den Ring um Frankreich. Dieses erhielt Zugang zu Norddeutschland und war nicht mehr auf die Schweiz allein angewiesen. Doch wurden ihm von daher auch fürderhin Waren für das Heer und den Haushalt vom erlaubten und unerlaubten Handel geliefert. Viel opferte die Schweiz, um Frankreichs Not aufzuhelfen, das Vertrauen und die Freundschaft der Verbündeten, das Ansehen ihrer Neutralität, die

der Zweideutigkeit verfiel, und erhielt dafür augenblickliche Schonung von Frankreich. Sie belastete die Zukunft, um die Gegenwart zu retten. Von Wien wurde sie kühl angesehen; von Frankreich erntete sie Übelwollen und scheele Bemerkungen.

Der junge Patrizier Ludwig Albrecht von Effinger kam im Juli 1795 nach Paris und lernte in der Gesellschaft den aufrechten Boissy d'Anglas, der damals den Konvent präsidierte, kennen. Dieser erkundigte sich in bedenklichem Ton nach der Schweiz. «Sie hat uns alles Geld ausgepumpt und verkauft uns Vieh, Pferde und Pulver zu unerhörten Preisen, auch hat sich der Wohlstand bey den Bewohnern seit einigen Jahren verdoppelt.» Betroffen setzte sich Effinger für die Heimat zur Wehr: wohl hätten einige Zwischenhändler schwer verdient, das Gesamtvolk dagegen habe eingebüsst; 30 Millionen Livres habe es in staatlichen französischen Werten angelegt, und diese seien samt den Zinsen verloren, da sie in gesunkenem Papiergeld zurückbezahlt würden; ferner erhielten Soldaten und Zivilpersonen ihre Ruhegehälter nicht mehr, und mit der Entlassung der Schweizer Regimenter, die ohne Entschädigung erfolgt sei, hätten viele Leute Stand, Brot und Lebenszweck verloren. Boissy d'Anglas erwiderte: «Ich bin recht froh über das, was Sie mir angeführt haben. Reubell und Consorten wollen schon seit einiger Zeit die Schweiz revolutionieren und geben dafür die Gründe an, die ich Ihnen angezeigt habe, indem sie sagten: Durch die Eroberung der Schweiz nehmen wir uns unser Gut zurück.»<sup>207</sup> Als Elsässer und Konventskommissär kannte Reubell die Grenzverhältnisse; sein Übelwollen warb schon damals gegen die Schweiz und hatte soviel Gewicht, dass selbst der rechtschaffene Boissy d'Anglas von ihm bestochen wurde. Dass Bern durch die Revolution beständig zu grossen Aufwendungen für den Grenzschutz genötigt wurde, übersah man in Paris, obschon Barthélemy davon berichtete und die Erwartung aussprach, Bern könnte von diesen Kosten ausgezehrt werden.

Die Raffgier, die der Zwischenhandel entfesselte, führte nun allerdings zu Erscheinungen, die in Frankreich die Schweiz blossstellten. Als der Schrecken gebrochen war und die Ausfuhrverbote sich lockerten, erwarben Genfer und Waadtländer mit dem allmächtigen Hartgeld und sogar mit Assignaten die Fahrhabe und die Kostbarkeiten des verfolgten Adels und Bürgertums. Venet, der geheime Berichterstatter des Wohlfahrtsausschusses in Lausanne, fällt grollend aus, wenn so viel Geld als Gier da wäre, so würde alles, was Frankreich noch Wertvolles habe, in Basel, Neuen-

burg, Lausanne und Genf aufgespeichert; die Waadtländer hätten ihre ersten Lehrmeister, die Genfer, übertroffen. Andere urteilten nicht so zuversichtlich; der Bericht eines Ungenannten an die bernische Obrigkeit meint, die Waadtländer würden immer von den Lyonern und Genfern übertölpelt.<sup>208</sup> Indem die Revolution die geltenden Sittengesetze zertrat, gab sie den Menschen eine neue Anfälligkeit. In der angrenzenden Westschweiz wurde es bemerkbar.

### 7. Die Assignaten

Mit dem Handel ging die Entwertung des Papiergeldes einher, die ein Verlustgeschäft für die Schweiz wurde. Im Geldwesen rächten sich die Redensarten der Revolution schwer, weil sie die unerfahrenen Neulinge zur Verschleuderung des Volksvermögens verführten. Die Revolution beschlagnahmte den Besitz der Kirche und des vertriebenen Adels als Nationalgüter, und da sie nicht sogleich verwendet werden konnten, gab die erste Nationalversammlung für 1800 Millionen Livres Anweisscheine, Assignaten, auf sie heraus, die Legislative 900, der Konvent 7224, womit die Deckung schon um das Doppelte überschritten war. Gleichwohl fügte das Direktorium mit der ihm eigenen Gewissenlosigkeit weitere 35 600 Millionen hinzu. Von Anfang an waren die Assignaten anstössig, weil sie auf gewaltsamer Enteignung beruhten. Ihr Wert sank mit ihrer Menge; Rettungsversuche scheiterten. Umsonst erzwang der Konvent die Annahme mit der Todesstrafe und nahm mit teilweisem Bankerott den Scheinen der ersten und zweiten Versammlung die Gültigkeit.

Das hatte seinen Rückschlag auf die Schweiz. Barthélemy stellte fest, dass Frankreich die Renten mit Papiergeld entrichtete und die Aufkäufer zum Teil mit solchem zahlten, die Schweizer es aber bei der Drosselung der Ausfuhr nicht in Frankreich absetzen könnten.<sup>209</sup> Die Assignaten sanken mit jedem Monat; im November 1794 galten sie in Basel 20 Prozent ihres Nennwertes. Das Misstrauen wurde noch gesteigert, indem eine grosse Menge Assignaten im Ausland gefälscht und verbreitet wurde. Umsonst drohte der Konvent den Schuldigen harte Strafe an; sie waren nicht zu erreichen. Barthélemy wusste, dass die Fälschungen von aussen kamen. Da er aber Anzeigen erhielt, dass Emigranten und Schwindler in Neuenburg, in Freiburg und am Genfersee Werk-

stätten betrieben, richtete er am 29. Januar 1794 ein dringendes Schreiben an den Vorort, in der Schweiz würden grosse Mengen hergestellt und nach Frankreich verschoben; Zürich leitete es sogleich an die Orte weiter. Drei Monate später berichtete er nach Paris, in der Schweiz würden keine Assignaten verfertigt.<sup>210</sup> Es war sein Verfahren, in der Schweiz vor Klippen zu warnen und in Paris zu begütigen.

Das Geheimnis, das über dem Unwesen lag, liess sich nur wenig lüften. Es mag im Verborgenen Unerlaubtes getrieben worden sein, doch kaum soviel, dass Frankreich ernstlich Schaden nahm. Die Anzeigen von Fälscherwerkstätten hielten gewöhnlich der Untersuchung nicht stand. Ab und zu gelang ein Griff. So wurde ein Koffer nach Frankreich, dessen Doppelboden mit Assignaten gefüllt war, in Versoix abgefangen, wurden in Lausanne zwei Franzosen, die falsche Assignaten verbreiteten, gefasst.

Die Nachahmungen waren von verschiedener Güte. Es gab feine Ausführung, die das ungeübte Auge nicht erkannte. Darum setzte Frankreich Notenprüfer in Basel, Neuenburg, Biel, Genf und mit Genehmigung Berns in Lausanne ein. Ein Notenprüfer in Lausanne erklärte anfangs 1796, sein Geschäft erübrige sich, da echte und falsche Scheine auf gleich stünden. Trotz der Zwangsmassnahmen sank Frankreichs Währung unaufhaltsam, zumal die rückständigen Zinsen der Staatsschuld auf ein Zwanzigstel, die Staatsschuld selbst um zwei Drittel herabgesetzt wurde. Zahlreiche Gläubiger in der Schweiz kamen um ihr Guthaben. Eine Folge der Entwertung war das Steigen des Hartgeldes. Das reizte den Handelsgeist in der Westschweiz zu gewagten Geschäften. Stets wurde hier der alte französische Louisdor umgesetzt. Bei einem wirklichen Wert von 40 Batzen wurde er mit 165 bezahlt. Als den Lyoner Kaufleuten, die in die Waadt geflohen waren, die Heimat wieder aufgetan wurde, hätten sie soviel Louisdors mitgenommen, als sie hätten erraffen können, sagt ein Bericht.<sup>211</sup>

#### 8. Die politische Aushöhlung der schweizerischen Neutralität

Der Gesandtschaftssekretär Bacher, der im Einvernehmen mit Barthélemy seinen Sitz in Basel hatte, war für das Dunkle seines Berufes vorzüglich ausgestattet und verstand es, eine Unterwelt zu

erwecken. Der Schleichhandel hatte schon davon Proben gegeben. Nicht minder gedachte er die Neutralität politisch auszunützen. Wenn Barthélemy einmal die Basler Grenze einen Vulkan nannte, so sorgte Bacher dafür, dass er nicht erlosch. Von Basel warf er sein Netz nach Deutschland aus. Er wollte mit seinen Spionen und Aufwieglern die Höfe und das Volk im Feindesland erreichen. Er war von der Macht des Geldes so überzeugt, dass er meinte, mit einigen Bestechungen könne man in der Schweiz alles erreichen. Er berauschte sich an seinen Entwürfen so sehr, dass er sich manchmal in den Berichten an Desforgues wie ein Grosssprecher gehen liess. Sein Geheimdienst sollte Deutschland bekehren. «Unsere Agenten und Parteigänger lassen sich vernehmen und werden mit Vergnügen gehört. Ich finde alle Tage neue Mittel, die öffentliche Meinung in Deutschland zu beeinflussen», schrieb er am 9. März 1794. Er wollte die Gebildeten, die philosophische Partei, wie sie in seinem Kreis genannt wurden, mit den Reden über das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele gewinnen, insbesondere aber das schwäbische Volk vom Glück der Revolution überzeugen. «Ich habe Sendlinge, die dort die revolutionären Schriften verschwenderisch verbreiten», meldete er am 19. Juni und ein paar Wochen später: «Die Völker Schwabens sind im Begriff, sich zu bekennen. Ich habe mit den übersetzten Revolutionsschriften Kokarden unter sie verteilen lassen. Die Schwarzwälder sind schon so sehr elektrisiert, dass sie eine Abordnung nach Freiburg im Breisgau schickten, um der österreichischen Landesverwaltung zu erklären, sie würden sich gegen Tyrannei erheben, wenn die Aushebungen unter ihnen andauerten.» Er rühmt sich der List, mit der er die Aushebungen in Vorderösterreich lähmen wollte; er liess austreuen, nur die schönsten Männer würden in die Regimenter eingereiht, die andern als Kanonenfutter bei den Angriffen vorangetrieben.<sup>212</sup>

Von Basel aus bespähte er die Stellungen der benachbarten österreichischen Truppen: «Es ist mir gelungen, Signalposten auf dem deutschen Ufer einzurichten, so dass man von der Turmspitze von Strassburg aus täglich zweimal Nachrichten von allen Bewegungen in den österreichischen Lagern erhält.» Er dang Emigranten, um ihresgleichen, aber auch das Heer des Prinzen Condé und den gehassten Überläufer Dumouriez überwachen zu lassen. Es gelang ihm sogar, den in Basel wohnenden venezianischen Gesandten in der Schweiz, San Fermo, in das Netz seines Nachrichtendienstes zu ziehen. Zu den Mitteln seines Gewerbes gehörte

auch eine ungeheuchelte Tafelfreudigkeit. Er betrieb seine Geschäfte selbständig. Trotzdem er mit Barthélemy gut stand, berichtete er ihm nicht darüber, sondern verkehrte unmittelbar mit Paris. Dass seine Tätigkeit fortlaufend die schweizerische Neutralität verletzte, kam den amtlichen Kreisen Frankreichs nicht zum Bewusstsein. Sie bemerkten es erst, als ein Gegner, der englische Gesandte Wickham, den gleichen Missbrauch übte.<sup>213</sup>

Im Herbst 1793 erwog man in Paris, den feindlichen Bund zu sprengen und mit den Mächten einzeln Frieden zu schliessen. Als Ausfalltor sah man den neutralen Schweizer Boden, als Vermittler Barthélemy vor. Am 18. Oktober 1793 eröffnete ihm Deforgues, Frankreich werde nicht den ersten Schritt tun, sondern abwarten, bis die eine oder andere Macht vom Bund sich lösen wolle; diesen Augenblick müsse man beschleunigen, indem man Zwietracht unter die Mächte säe oder eine vorhandene anfache; zu diesem Zweck sollte man an die verschiedenen Höfe Vertrauensmänner senden, nicht Franzosen, sondern Ausländer. Solche zu finden, trug der Minister Barthélemy auf und stellte ihm bare Mittel dafür zur Verfügung. Dieser erkannte sogleich, dass man am ehesten Preussen gewinnen könne, und wünschte zwei Schweizer nach Deutschland und Holland zu senden. Für Den Haag dachte er an seinen bernischen Zuträger Stürler.<sup>214</sup>

Johann Friedrich Stürler diente als Offizier in Piemont und in Holland. Nach seinen Berichten begleitete er 1779 den holländischen Abgeordneten nach Paris zu Verhandlungen mit Benjamin Franklin, dem Vertreter der aufständischen amerikanischen Kolonien. Er wurde mit Franklin befreundet und focht mehrere Jahre im amerikanischen Befreiungskrieg. Nach Bern zurückgekehrt, zerfiel er mit den herrschenden Zuständen, zumal er an den Ämtern nicht teilhatte. Kaum hatte Barthélemy seinen Posten übernommen, wurde Stürler sein geheimer Zuträger. Er tauchte in Barthélemys Papieren als Baron Stürler oder Stürler vom Altenberg auf. Die verfänglichsten Berichte liess er ohne Namen und Ort abgehen. Während sich Frisching gelegentlich im Unmut über Bern gehen liess, übte Stürler die Angeberei mit Arglist und Hohn. Er wollte Bern bloßstellen und preisgeben. Was ihn zum Abfall bewog, bleibt unklar; Bosheit, Begeisterung für die neue Freiheit, Hass gegen seinen Stand, der ihn nicht gelten liess, mochten ihn verführen. Als ihm Barthélemy den Posten in Holland antrug, wich er aus, weil er nicht im Haag zu erscheinen wünschte, wo man ihn kannte. Dagegen liess er sich für Deutschland bereitfinden und



arbeitete anfangs 1794 unter dem Decknamen Wolff in Bremen, von wo er seine Berichte an Barthélemy laufen liess.<sup>215</sup>

Auch ein Zürcher fiel in Betracht. Johann Kaspar Schweizer, ursprünglich im Bankfach tätig, stiess zum Orden der deutschen Illuminaten. Dann führte ihn die Schwärmerei für die Gedanken des Jahrhunderts nach Paris. Hier stürzte er sich in die Revolution, ergab sich der Bergpartei und wurde 1793 vom Wohlfahrtsausschuss als Agent in die Heimat entsandt. Doch rasch arbeitete er den versöhnlichen Absichten Barthélemys entgegen, indem er Deforgues die Notwendigkeit vorstellte, das Ansehen der bernischen Staatshäupter zu untergraben. Unter anderem wollte er entdeckt haben, dass der vielgehasste Gabriel Albrecht von Erlach als Landvogt von Lausanne den Überfall auf Sémonville und Maret in Graubünden angestiftet habe. Er wollte auch Heinrich Pestalozzi in den Geheimdienst des Wohlfahrtsausschusses ziehen und dachte seiner Feder die Abfassung gemeinverständlicher Revolutionsschriften zu. Daher erwirkte er ihm in Paris das französische Ehrenbürgerrecht, für das der verbitterte Jugendbildner sehr empfänglich war. Die Anstellung Pestalozzis kam nicht zustande, wohl weil Schweizer das Land 1794 verliess und jahrelang in Nordamerika für die Revolution tätig war. Für diesmal entging Pestalozzi der Falle, die seiner Volksfreundlichkeit gelegt wurde.<sup>216</sup>

Die Aussicht für die französischen Spaltungspläne hing vom Gang des Krieges ab. Während sich die wirtschaftliche Lage Frankreichs zunehmend verschlechterte, behaupteten sich seine jungen Heere überraschend auf dem Schlachtfeld. Im Sommer 1793 war die Republik von innen und aussen bedrängt. Die Vendée im Westen und die grossen Städte im Süden empörten sich gegen die Zwangsherrschaft einer Minderheit, und am Rhein und in Belgien wahrten die altgeübten Heere der Verbündeten ihre Überlegenheit. Mit gewaltiger Anstrengung bäumte sich die Revolution gegen das Verhängnis auf, rief mit dem Massenaufgebot Frankreich unter Waffen, schlug den Aufstand in der Vendée und im Süden nieder, verhängte über die Städte Lyon, Marseille, Toulon und Bordeaux die Greuel eines Strafgerichtes, entriss im Sommer 1794 den Oesterreichern Belgien, und am Ende dieses Jahres eroberte Pichegru Holland. Die Republik war im Feld den Gegnern gewachsen. Auch im Innern trat die Entspannung ein. Die entmenschte Freiheit der Bergpartei hielt die Mehrheit in den Fesseln des Schreckens, bis am 27. Juli 1794 der Sturz Robespierres und seines Anhangs den Alltag von der atemverhaltenden Furcht erlöste und

ihm das Leben zurückgab. Frankreich gewann die Glaubwürdigkeit zurück, die selbst unter verfeindeten Lagern üblich ist und wurde verhandlungsfähig.

Deforgues sollte die Verhandlungen nicht führen, die er angeregt hatte. Er wurde im April 1794 als Kommissär der auswärtigen Beziehungen durch Buchot ersetzt. Die einleitende Kleinarbeit fiel Bacher zu, in dessen Kopf sich gleich die Anschläge kreuzten. «Ich werde den Geheimdienst so aufziehen, dass ich von den Vorgängen in Deutschland und Italien unterrichtet sein werde», schrieb er nach Paris. Es schwebte ihm vor, an allen deutschen Höfen Aufpasser zu haben. Er verkehrte unmittelbar mit dem Aussenministerium in Paris.<sup>217</sup>

### 9. Der Friede von Basel

In den französischen Kreisen hoffte man auf Preussen, wie es Barthélemy schon im November 1793 angedeutet hatte. Zeichen preussischer Kriegsmüdigkeit wurden bemerkt. Der Hof von Berlin war gespalten. Prinz Heinrich, der Feldherr des Siebenjährigen Krieges, der Oheim des regierenden Königs Friedrich Wilhelm II., die Feldmarschälle Möllendorff und Kalckreuth, der Aussenminister Graf Hertzberg, die in der Schule des grossen Königs aufgestiegen waren, betrachteten die Waffenfreundschaft mit Oesterreich als unnatürlich, zumal Polens Zukunft alle Wachsamkeit gegen Russland erforderte und der österreichische Aussenminister Thugut mit Arglist das Netz um Preussen spann. Die nächsten Vertrauten des Königs, die Minister Bischoffwerder und Lucchesini, vertraten grundsätzlich den Kampf gegen die Revolution und hatten Englands Unterstützung. Die Friedenssehnsucht stieg, als sich der Krieg nicht unrühmlich, aber opferreich hinzog. Die österreichischen und die preussischen Generäle misstrauten einander. Da der verweichlichte, unbegabte König Friedrich Wilhelm schwankte, kam der Friedensanstoss vom Feldlager.

In Mainz befehligte Möllendorff das preussische Heer. Sein Adjutant, Leutnant von dem Knesebeck, dem eine bedeutende Zukunft bevorstand, eröffnete einigen gefangenen französischen Offizieren den Wunsch, Verhandlungen zu pflegen. Sie schrieben in diesem Sinn an Barthélemy. Am 4. August 1794 stieg in Basel der Kaufmann Schmerz von Kreuznach ab und wurde von Stadtschreiber Ochs bei Bacher eingeführt. Er eröffnete Möllendorffs

Wunsch für einen Gefangenenaustausch und Waffenstillstand, die preussischen Generäle seien zu Verhandlungen ermächtigt; am 1. Dezember laufe der Hilfsvertrag des Königs mit England ab. Bacher versprach, in Paris die Erlaubnis zum Gespräch einzuholen, und sagte Geheimnis zu. Schmerz eilte ins preussische Hauptquartier zurück und hielt Bacher mit Briefen auf dem laufenden, die er an Ochs richtete. Bacher arbeitete eng mit ihm zusammen.<sup>218</sup>

In Paris vernahm man die Kunde eher mit Zweifel. Der Wohlfahrtsausschuss liess Bacher das geheime Gespräch weiterführen und beauftragte Barthélemy, das Geschäft zu prüfen; sollte es reifen, so könne Barthélemy es übernehmen. Einstweilen befürchtete er eine Falle. Am 12. November erschien Major von Meyerinck, Adjutant Möllendorffs, samt Schmerz in Basel mit dem offenen Auftrag, einen Gefangenenaustausch zu erwirken, und dem geheimen, die Friedensverhandlungen einzuleiten. Sein erster Besuch galt Ochs, der ihn mit Bacher in Verbindung brachte, und er erfuhr, dass der Wohlfahrtsausschuss zu unmittelbaren Verhandlungen bereit sei. Es wurde vereinbart, dass sie in Basel durchgeführt werden sollten. Preussen ernannte dazu den Grafen von der Goltz, Frankreich Barthélemy.<sup>219</sup>

Goltz traf am 29. Dezember 1794 in Basel ein und bezog bei Ochs Wohnung. Nun überzeugte sich der Wohlfahrtsausschuss von dem Ernst Preussens; aber da er angesucht wurde, legte er als erster seine Bedingungen zurecht. Die Weisung an Barthélemy drückte das mit Schärfe aus. Es sollte nur über einen Frieden, nicht über einen Waffenstillstand verhandelt werden. Die Westalpen und der Rhein wurden als die natürlichen Grenzen Frankreichs beansprucht. In republikanischem Gewand lebte das alte Vormachtsbedürfnis wieder auf. Der Schwäche Preussens bewusst, wollte der Wohlfahrtsausschuss von diesen Forderungen nichts einschlagen. Er verlangte auch von Basel ein Opfer; die Stadt sollte alle Emigranten austreiben, um die Verhandlungen vor dem pesthauchenden Einfluss dieser Feinde des Menschengeschlechts zu bewahren.<sup>220</sup>

Barthélemy langte am 12. Januar 1795 an und stieg im Rosshof, einem alten Herrensitz, ab. Ochs genoss gehobene Tage. Nicht nur Frankreich gewann, sondern auch er. Die Einleitung war durch seine Hände gegangen: «Ich habe angefangen, einander anzunähern, was man für unvereinbar hielt.» In seinem Gesellschaftszimmer tauschten Goltz und Barthélemy die Vollmachten aus. Er begrüßte Barthélemy im Namen Basels am 22. Januar in Gegenwart des Kleinen Rates und kam in seiner Rede der Eidgenossenschaft zu-

vor. Trotzdem diese die Beglaubigung Barthélemys noch nicht angenommen hatte, anerkannte er ihn als Botschafter, womit er seine Vertrauenswürdigkeit, die in der Schweiz nicht hoch angeschlagen wurde, noch mehr erschütterte. Und doch begleitete man die Verhandlungen mit warmen Wünschen für den Frieden, von dem man sich nur Gutes versprach.<sup>221</sup>

Kaum hatten die Besprechungen begonnen, starb der betagte Graf von der Goltz. Sie wurden erst wieder aufgenommen, als am 18. März der Freiherr von Hardenberg eintraf. Barthélemy führte den Angriff, weil er im künftigen Kanzler Preussens einen Gegner der Versöhnung herauspürte. Er zitterte, wie er gestand, Hardenberg wolle den Bruch herbeiführen. Die Abneigung gegen das Geschäft, die er ein paar Jahre später in seinen Denkwürdigkeiten bekannte, blieb in den Äusserungen jener Tage stumm. Der Abschluss erfolgte rasch, weil Preussen im Westen verzichtete, um im Osten zu ernten. Es anerkannte den Rhein als natürliche Grenze und gab seine Besitzungen auf dem linken Ufer Frankreich preis. Am 5. April 1795 unterzeichneten die beiden Unterhändler den Vertrag, der von ihren Staaten rasch genehmigt wurde. Frisching sprach Barthélemy seine persönlichen, die Schultheissen Steiger und Mülinen die amtlichen Glückwünsche Berns aus. Es musste sich erst noch erweisen, was die Entlastung Frankreichs für die Schweiz bedeutete. Sie wurde im Vertrag nicht vorbehalten, wie Frisching angeregt hatte.<sup>222</sup>

Barthélemy blieb in Basel und mietete sich bei Ochs im Holsteinerhof ein. Hier vereinbarte er mit dem Gesandten d'Iriarte am 22. Juli 1795 den Frieden mit Spanien, dem am 28. August der Abschluss mit Hessen-Kassel folgte, weitere Entlastungen Frankreichs. Grosses hatte Barthélemy in wenigen Monaten vollbracht. Während Frankreich aufatmete, weil es wieder Zutritt zu der Welt hatte, wurde er des Erfolges nicht froh, der ihn in den Mittelpunkt der europäischen Politik rückte. In seinen Denkwürdigkeiten enthüllt er die Trostlosigkeit, von der er während der Verhandlungen befallen war. Er verachtete den Rückzug Preussens als eine Feigheit, die das Schreckensregiment in Paris stärkte; er verdamnte den grossmannssüchtigen Ausdehnungsdrang des Direktoriums und verurteilte die Rheingrenze als unvernünftig und ungerecht. So mochte sich vier Jahre später die Erinnerung seinem Urteil aufdrängen. Zur Zeit des Abschlusses blieb das Hintergedanke. Vorweg kam ihm damals die Genugtuung des Fachmannes, dem ein schwieriges Geschäft gelungen ist. Schwer musste es ihm fallen, seine Gesin-

nung mit den Ansprüchen des Dienstes in Einklang zu bringen. Die nationale Würde, gab er in jenen Tagen dem Wohlfahrtsausschuss zu bedenken, lasse es keinen Augenblick zu, dass die Republik Savoyen dem König von Sardinien zurückgebe; Frankreich werde nicht fragen, was der Schweiz passe, aber die Vorsicht gebiete die Feststellung, dass dieser Besitz für die Schweiz, für Bern insbesondere, ein Unglück sei, weil er die französische Umklammerung verstärke, und dass die Feinde Anlass nehmen würden, die neutralen Regierungen zu warnen, die Revolution werde auch sie zerstören.<sup>223</sup>